Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 10 (1869)

Artikel: Was der Kalender vom Ludi auf der Blindmatt und andern Leuten noch weiteres erfahren

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007832

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was der Kalender vom Ludi auf der Blindmatt und andern Leuten noch weiters erfahren.

Wie's dem Ludi mit seiner ersten Red' ergangen.

Eines frühen Morgens, als der Nachtwächter eben ab der Wacht kam, da konnte seine alte Margreth vor lauter „Wunder" nicht warten, bis er ins Haus hinein war, sondern fragte schon zum Fenster hinaus, wo's etwa diese Nacht gebrannt habe, daß man so ein Mordio-Lärmen „verführt" und mit „Mörschlen" geschossen, als wär' ein ganzes Dorf in Flammen; und doch haben sie nicht „gestürmt" und mit der Feuerspritze seien sie auch nicht fort, und Röthe hab' man weit und breit keine gesehen. Narretheien! sagte der Wächter, der unterdessen in's Stübli getreten und sein Morgen-Pudeli sich eingeschenkt, wo wollte es gebrannt haben? Weißt du denn nicht, daß der Ludi auf der Blindmatt gestern Abend Schützenrath geworden ist und beim Bären den „Leuten" „gezahlt", so viel Einer wollte, bis gegen Morgen? Und da haben sie dann, wie's allemal ist, einander „Lebehöcher" gebracht und Reden gehalten, daß man's weit gehört und geschossen und getanzt, g'rad, wie, Gott b'hüet üs davor, am Abend vor der Sündfluth. Aber' wie Einer, der dabei gewesen, ihm erzählt, hätt's noch bald Händel abgesetzt und blaue Augen. Der Ludi soll gar heillos gestichelt und gespätzelt haben, und da haben ihm die Einen immer „Bravo" gerufen und die Andern, er soll schweigen und wenn's Rathsherrn der Aelteste nicht gewesen wäre, so hätten sie ihm die Schnäutz' bis auf's letzte Haar ausgezerrt. Er hab' aber auch impertinent geredt und „Pfaffen" ausgetheilt, daß es einem faulen Jakobiner wohl angestanden wär'. Er hab' gemeint, es nehm' ihn recht Wunder, daß man ihm heut' so viel Zutrauen geschenkt, einem jungen Mann, der verschrieen sei, er habe keine Religion. Es sei wahr, hab' er gesagt, auf einer Religion, wie da die Geistlichen den einfältigen Leuten vorpredigen, halte er nicht viel und d'rum geh' er auch nicht in ihre Predigten'" Und wo sie ihm dann Bravo gerufen, da sei er dann noch viel frecher geworden und hab' da immer von einer Religion der Freiheit und Gleichheit gesprochen und immer die „Toleranz" im Maul gehabt und andere französische Wörter, wo die Bauern nicht verstanden; aber wüste Wörter seien's gewesen, das haben sie wohl gemerkt, recht wüste. Und zuletzt hab' er dann noch gesagt, es sei einmal Zeit, daß es anders werde; man sei jetzt lang genug im Finstern herumgeführt worden, jetzt müße einmal ein Licht angezündet werden, das da leuchte in die römische Finsterniß! die Tellen müßen wieder kommen und die neuen Geßler im schwarzen Kleide in der hohlen Gaße des Ultramontanismus mit sicherer Hand erlegen; sie müßen wieder auferstehen die Helden Winkelriede und die eisernen Speere der römischen Herrschsucht zerbrechen und so der himmelentsproßenen Freiheit und Gleichheit eine Gaße machen. Es habe ihm ein Berner-Herr gesagt und zwar Einer von den Allervordersten, man müße sich nur nicht ergeben, es müße noch kommen, daß kein Unterschied mehr sei zwischen Jud und Christ und daß jeder nach seiner „Fason" glauben und leben könne und daß alle Kinder, seien sie katholisch oder reformiert, in eine Schule gehen und das gleiche Christenlehrbüchlein haben; die Zeit sei nicht mehr ferne, wo Einer, wenn er heirathen wolle, nicht mehr lange fragen müße, ob seine Braut eine lutherische oder katholische sei und wenn der Pfarrer ein saures Gesicht dazu mache,

so gehe man dann einfach znm Gemeindamann oder zum Weibel und dann sei die Sach in Richtigkeit. So hab's ihm ein Berner gesagt; aber der Berner hab' ihm noch etwas gesagt, daß es nämlich ganz besonders in den katholischen Kantonen noch viel fehle, bis dieses goldene Zeitalter daselbst anbreche. Da müßen besonders die Vereine den Wagen so unvermerkt in Gang bringen und namentlich müßen die Schützengesellschaften Hand anlegen und vereint und unentwegt den Wagen der neuen Freiheit und Gleichheit in Bewegung setzen. Das hab ihm der Berner gesagt und es ihm auf's Herz gebunden: d'rum bringe er heute sein Hoch der Religion der Freiheit und Gleichheit, der Religion der neuen Telle und Winkelriede und der Toleranz." So erzählte der Wächter seiner alten Greth, die aber fast nicht warten konnte, bis er fertig war und dann begierig fragte, ob denn auch kein Mensch dem Ludi geantwortet und ihm auch recht hautentisch die Meinung gesagt habe? In der guten alten Zeit, meinte sie, da hätte so Einer nicht lange so geredt; sie wären ihm über das Maul gefahren, daß er's nach acht Tagen noch gespürt." Wohl freilich, sagte der Wächter, sind sie ihm über's Maul gefahren. Fünf miteinander sind aufgestanden und wollten reden und die Schützenbeamteten haben bereits die Halstücher abgezogen und meinten, es gehe los und die Fünf haben herrlich geredt, aber man habe sie natürlich nichts verstanden, bis endlich der Rathsherr im Dorf mit seiner gewaltigen Stimme die Ruhe hergestellt und dann dem Ludi seine Red' zerzausete, wie' sich's gebührte vor Gott und der ehrbaren Welt." Anfangs erstens, hab' er gesagt, müße er im Namen der Schützengesellschaft feierlich dagegen protestieren, daß man die Schützer so als Treibhunde brauchen wolle, um das Volk aufzuhetzen gegen Rom und die Geistlichkeit; er für sich wolle nichts wißen von einer Religion ohne Rom und ohne Geistliche. Unsere Väter, die uns mit ihrem Herzblut die Freiheit erkauft, unsere Tellen und Winkelriede seien auch römisch-katholisch gewesen und er merke nicht, daß es viel besser gegangen in unserm lieben Schweizerland, seit dem die Berner und Andere von Rom abgefallen. Die schönsten Blätter unserer Geschichte, die Großthaten unserer Väter, die ruhmreichen Heldenschlachten, die sie geschlagen, die allgemeine Achtung aller Völker rings um uns für den Schweizernamen datieren aus der Zeit, wo die Schweiz noch ganz katholisch war. Er sei auch für die Freiheit und wenn dieselbe heut oder morgen in Gefahr komme, so werde er vielleicht so bald auf dem Platze sein, als mancher Freiheitsschreier; aber von einer Freiheit, wie man sie z' Bern oben verstehe, daß Jeder machen könne, was er wolle, wenn's nur nicht etwa gar zu katholisch sei, von der möge er nichts hören. Wenn der Hr. Schützenrath Ludi auf der Blindmatt von seinem Bernerherrn sich wolle an den Wagen dieser angerühmten Freiheit und Gleichheit anspannen laßen, so mög' er ja sich gerade ang'schirren laßen und dann brav zieh'n; aber er für sich und er denke, die meisten Hrn. Schützer haben keine Lust dazu. Er sei jetzt schon lang in der Gesellschaft und hab immer gemeint, das Schießen sei für das da, daß man sich in den Waffen übe und auch für Kurzweil und Erholung und daß man etwa einst und anderst ein bescheidenes Gäbli heimbringen könne; aber nicht dafür, daß die Schützer der Sturmbock sein sollen für alle tollen Ideen, wo da die Feinde der kath. Kirche ausbrüten. Für's Zweite müße er dem Hr. Ludi auf der Blindmatt nur noch bemerken, es komme ihm doch eigen vor, daß allemal die am meisten über die Predigten unserer Geistlichen schimpfen und dieselben für einfältiges Zeug erklären, wo's ganze Jahr in keine gehen. Ihm sei die Religion gut genug, die er von den Voreltern ererbt und die seit 1800 Jahren allen Wettern Stand gehalten und bei der sich unsere Väter allzeit wohl befunden im Leben und besonders im Tode. Wenn dem Schütz-

enrath Ludi die Religion der neuen Freiheit und Gleichheit beßer gefalle, nun so woll' er's ihm nicht verwehren; aber wenn er meine, die Schützer sollen mit ihm einschiffen, so soll er acht geben, daß er nicht übersegle und zuletzt ohne Religion untergehe. — Die armen Franzosen habens erfahren in der Schreckenszeit der neunziger Jahre, was das für eine Freiheit und Gleichheit ist wo kein Christen-Mensch mehr s'Lebens sicher war und sogar unser lieber Herrgott selber hätte abdanken sollen. Und was jetzt das Christenlehrbüchlein betreffe, so bleibe er beim Alten und so lang er was Meister sei, müßen auch seine Kinder dabei bleiben; und wenn Einer von seinen Buben heirathen wolle, so müße er ihm eine katholische nehmen und zum Pfarrer gehen und nicht zum Waibel. Wenn der Hr. Ludi lieber zum Waibel gehen wolle, oder zuletzt zum Harschierer, so mög' er; wenn er's darnach ankehre und seinen Grundsätzen schön treu bleibe, so müße er ihnen dann einst nicht einmal lang nachlaufen, sie kämen vielleicht am Ende noch ungeheißen selber zu ihm ." Dieses letzte Wort hatte gewaltig in's Fleisch geschnitten; während die Meisten, wie schon früher, ein donnerndes „Bravo" gerufen, waren der Ludi und einige seiner Kammeraden ganz wüthend vor Zorn und wollten auf den Rathsherrn los; es gab einen gewaltigen Sturm; bis es endlich dem Schützenpräsidenten und des Rathsherrn dem Aeltern gelang, den neuen Hrn. Schützenrath aus den unsanften Händen einiger Bauernbursche zu erlösen und Fried' und Ruh wieder herzustellen. Wir wollen sie jetzt noch friedlich eine Flasche trinken laßen und unterdessen auf dem Heimweg zuhören

Wie der Rathsherr den Bauern die heutige Toleranz erklärt.

Es ist lustig gegangen beim „Bären", sagten die Bauern, die den Rathsherrn wie eine Schildwache heimbegleiteten bis zur Hausthüre. Recht lustig, und wenn uns der Präsident Meister gelaßen hätte, es wär' noch schöner gegangen; aber der Ludi wär' schlecht weggekommen. Der Präsident hat eigentlich recht gehabt; wir hätten vielleicht ein wenig zu grob gemacht; aber verdient hätt es der Ludi doch, daß man ihm seine Freiheit und Gleichheit gerade einwenig eingeimpft hätte. Aber was hat er auch mit seiner ewigen Toleranz gemeint? Wenn Unsereiner in ein Wirthshaus geht und es liegt eben eine Zeitung auf dem Tisch und man fangt an zu lesen, da ist sicher das fünfte Wort die Toleranz. Und wenn Einer einen Toast bringt oder eine Schützenrede haltet, so hat er sicher die Intoleranz im Maul. Und wo er einmal durch's Züribiet gereist und am Abend in der Stadt übernachtet, da seien viele Herren beim Schoppen geseßen und haben da über die Toleranz der Katholischen verhandelt und was man mit dem Klostergut von Rheinau machen wolle, wenn's einmal aufgehoben werde und wenn sie Meister wären Morgen schon eingesackt würde! „Ja, und am letzten Dienstag sei er mit Anken nach Luzern, sagte ein Anderer, und hab' da ein Glas Bier getrunken, und da seien auch viele Herrn gekommen, so nach ihrem Thun und Laßen müßen's von der Regierung gewesen sein, und die schimpften, wie's Bärenwirts Karrer, über die Jesuiten und die Klosterfrauen von Rathhausen und über den Bischof und meinten, man sollte auch tolerant sein und es lebe die Toleranz. Aber Unsereinem, wo eben mit Noth schreiben und lesen kann, dem kommt das gerade wie wälsch vor und man weiß nicht, was sie da mit ihrer Toleranz meinen. Er hab schon oft gedacht, wenn er einmal so gelegentlich den Rathsherrn antreffe, so müße es ihm der ein wenig auslegen; den der hab' studiert und wiße schon etwa Bescheid, was es mit der Toleranz sei." — Studiert hab' er eigentlich nicht viel, sagte der Rathsherr, aber schon etwas weniges erfahren und auch schon ordentlich viel Toler-

anz erlebt besonders von der Sorte, wie sie die größten Toleranzschreier heutigen Tag's verstehen. Er mög' sich noch besinnen, wo man von der Toleranz noch wenig gehört; aber desto mehr habe man dazumal Toleranz gehabt. Toleranz heiße eigentlich auf Deutsch so viel als Duldung; d'rum hab' man eben die Familien, welche sonst kein eigentliches Bürgerrecht im Lande gehabt, aber doch im Land geduldet wurden, eben Tolerierte genant. Jetzt wenn in einem Lande zweierlei Religion ist, z. B. wie in der Schweiz die katholische und die reformierte und die Katholischen laßen die Reformierten und die Reformierten laßen die Katholischen frei nach ihrem Glauben leben und wirken und die Katholischen reden nichts darein, wenn die Züribieter einen Gottesläugner als Professor anstellen und die Reformierten sagen auch nichts dazu, wenn ein Jesuit im Wallis Schule haltet oder in Luzern, so sagt man eben das sei Toleranz. In Rom selber haben die Juden eiu eigenes Quartier und der Papst läßt sie ungeschoren nach ihrem Glauben leben und wenn sie in der Noth sind, giebt er ihnen zu essen, wie andern Menschenkindern auch; und die Franzosen und die Preußen, wenn sie auch nicht gerade Alle Jesuiten werden wollen, die laßen die Jesuiten Schul' halten und beichthören und predigen, sogar in Paris und in Berlin; das heiße heutigentags tolerant sein. Und wenn der Sultan in der Türkei nichts dagegen hat, daß die Katholischen am Ablaßtag mit dem Hochwürdigsten Gut Prozeßion halten, oder wenn die Genfer den Katholischen und die Solothurner den Reformierten einen Platz verehren, daß sie eine Kirche bauen können, und wenn die Königin von England ein Kloster um das andere entstehen läßt, und gleichwohl ruhig dabei schlafen kann, so heiße man das eben Toleranz. Jetzt wär's nicht schwer, zu errathen, was denn die Intoleranz sei. Wenn der Bundesrath allemal Hühnerhaut bekommt und die Landjäger extra auf die Beine stellt, sobald von Weitem ein Jesuit der Schweizergränze nah't, so ist das eben die Intoleranz; oder wenn die Zürcher die Klosterherrn von Rheinau aus ihrem Eigenthum verjagen und das Klostergut der katholischen Kirche nehmen und es in ihren Staatsseckel thun, so sagt man heute, das sei eben intolerant; und wenn die Luzerner ihre Klöster aufheben oder sie gewaltthätig aussterben ließen und das Vermögen zu Handen nähmen, so hätte man früher gesagt, das wäre gestohlen; aber stehlen ist gar ein wüstes Wort; d'rum würde es heutzutage allenfalls heißen, das sei Intoleranz. Und das wär's; aber es wär' noch etwas mehr, es wär' ein Unrecht gegen die katholische Kirche selbst und gegen die, welche in den Klöstern sind und die, welche etwa Lust hätten, in's Kloster zu gehen und ein Unrecht gegen Gott selbst, weil man Ihm die Anbetung entzieht und Ihn aus seinem Eigenthum vertreibt und sein siebentes Gebot für abgeschafft erklärt. Jetzt wüßtet Ihr also, was Toleranz ist und Intoleranz." Aber, sagte jetzt Einer von den Bauern, aber Eins wolle ihm doch noch nicht recht in den Kopf und es komme ihm wie spanisch vor. Nach der Erklärung, die da der Rathsherr so eben gegeben habe, müßte man meinen, die, wo so viel von der Toleranz reden, wären also dafür, daß man uns Katholische eben ganz und ungestört nach unserm Glauben leben und schalten und walten laße und daß man selbst z'Bern oben dürfte Klöster bauen, nicht nur zu Luzern und daß die Jesuiten sich niederlaßen könnten, wo sie wollten, überhaupt, daß man uns nichts in unsere Religion hineinregiere. Und hingegen sei es gerade s'konträr. Die, wo immer das Maul am meisten aufthun, und die Toleranz nicht genug loben und rühmen können, seien gerade die Gehässigsten gegen die Jesuiten und Klöster und Alles, was von Rom kommt oder vom Bischof. Das harmoniere doch nicht recht, auf der einen Seite immer sagen, man müße tolerant sein und dann auf der

andern Seite nichts dulden wollen, was einem nicht in den Kram dient. Die kommen ihm perfekt vor, wie sein Nachbar. Der sage immer, es sei nichts schöneres, als der Friede und man soll nicht wegen jedem Wort aufbegehren und etwa Jedem seine Meinung lassen. Und dann gäb's doch keinen Händelsüchtigern als ihn; der lärme und tobe allemal, wenn Einer etwa eine andere Meinung habe, als er, daß man nicht wisse, wohin man fliehen soll; und wenn ihm etwa ein fremdes Huhn in seine Matte hineinluogt, da thue er allemal, als wäre der ganze Sommernutzen hin und verschieße für lang mehr Blei und Pulver, als ein Huhn schaden thät'. Jetzt in den Wirthshäusern, da schimpf' er immer über Alles, daß man sein eigen Wort nicht höre und wenn dann Einer ihm einrede oder ein Wort sage, das ihm nicht gefalle, so fang' er sicher Händel mit ihm an und sage, der müss' hinaus, sonst gäbs kein Fried' und Ruh'. Und so werd's, wie es scheine, auch mit den Toleranzhelden sein; sie werden meinen die Toleranz sei recht, so lang sie ihnen zu gut kömmt; aber dann für andre Leut' soll sie nichts gelten". — „Ja eben, sagte ein Anderer. Er hab' letzthin einmal einigen Herren zugeschaut, wie sie spielten; und da haben sie das Gesetz gemacht, man dürfe dann nicht reden und einander die Karten nicht zeigen; und da sei dann Einer gewesen, der hab' immer das Maul offen gehabt und den Andern in die Karten geluogt und kommandiert, was man ausgeben soll oder stechen oder nicht stechen; wenn dann aber von der andern Parth Einer nur hustete, so hab' er aufbegehrt wie, ein Häftlimacher". Präzis so haben's gar Viele mit der Toleranz, sprach jetzt der Rathsherr; s'ist ihnen nicht ernst; sie wollen Toleranz für sich und für das, was sie eben durchführen möchten, dagegen für Andere, für das Katholische, da wollen sie nichts von Toleranz wissen. Und dann ist es gar ein kommliches Wort, um den Leuten Blaues vor die Augen zu malen. Weil sie eben wissen, daß es noch viele Leute gibt, welche in der That und Wahrheit tolerant und der Ansicht sind, man solle Keinen in seinem Glauben stören und noch viel weniger Einen verfolgen, weil er zufällig ein Ordenskleid trägt, und man sollte in religiösen Sachen den Papst und den Bischof frei regieren lassen, wie die Regierungen in weltlichen Dingen auch frei regieren, so wollen sie dann bei solchen Leuten auch den guten Mann machen und reden so schön von Toleranz und Freiheit, daß man's gerade könnte drucken lassen; sie lassen's auch drucken; aber wenn die Wahlen vorbei sind und sie wieder im Regierungsrath oder noch „höcher oben" und es — klopft: Herein! Es ist ein Bundesweibel, den Angstschweiß auf dem Gesicht, todtaschenbleich, die Zunge vor Schrecken fast erstarrt, übergiebt er mit zitternder Hand eine Depesche. Schnell aufgemacht, gelesen — Fürio! Mordio! das Vaterland in Gefahr! Fünfmalhunderttausend Kosaken vor der Bundesstadt? Ja, wär's nur das, denen wollten wir den Marsch schon machen! Kein Bein käme davon. Aber Schrecklicheres ist geschehen! Trauert ihr Berge! Zittert ihr Felsen! Was ist es denn? Ach! man darf es fast nicht sagen und wenn man's auch sagt, wer rettet das Vaterland? Ein Jesuit ist gesehen worden im Wallis, ein wirklicher, lebendiger, leibhaftiger Jesuit! Und jetzt? Jetzt werden sie zusammengetrommelt die sieben Weisen die immer die Toleranz auf der Zunge haben und die Juden und Heiden und Japanesen in's Land hineinziehen und ihnen alle Ehr' erweisen; und sie beschliessen: Im Namen der Toleranz und zur Ehre der „freien Kirche im freien Staate" soll der Jesuit in zweimal 24 Stunden sein Vaterland verlassen, wo nicht, so soll der Bundesauszug auf die Beine! — Da habt ihr also die Toleranz, fügte der Rathsherr bei; eine Toleranz, wie sie der Kain gegen den Abel hatte und die Juden gegen Christus; oder, wie er sie vor wenigen Jahren „ußet dem See" erlebt und gesehen habe. Wenn's ihnen nicht zu spät sei und sie noch

ein wenig sitzen wollen, so wolle er ihnen die Geschichte noch erzählen, sie sei ein leibhaftiges Bild von der heutigen Toleranz. „Recht gern!" sagten die Bauern und setzten sich auf den Hag, den Rathsherrn in der Mitte. Nachdem sie noch Taback angezündet, fieng der Rathsherr an zu erzählen vom

Uli dem Toleranzmann.

Es war also „ußet dem See" ein reicher Bauersmann, und der hatte zwei Söhne; der Aeltere hat Klaus geheißen, der Jüngere Uli. Der Bauersmann hatte zwei schöne Güter mit einem großen doppelten Haus. Nicht weit vom Haus war eine recht schöne Kapelle mit herrlichen Glasgemälden und einem schönen Altar, wo öfters die hl. Messe gelesen wurde. Auch hat der Bauer oft, ja fast alle Abende seine Söhne und sein Hausvolk zusammen genommen und ist mit ihnen in die Kapelle gegangen und hat mit ihnen den Rosenkranz gebetet. Ueberhaupt war ihm die Kapelle sehr lieb und er hätte sie um kein Geld verkauft und daher auch eine ansehnliche Stiftung gemacht für ihren Unterhalt auf ewige Zeiten. Als er alt geworden und es mit ihm bald zum Sterben kam, da übergab er dem Klaus das Gut, auf welchem die Kapelle stand und das halbe Haus, in welchem er meistens gewohnt hatte; dem Jüngern aber, dem von der zweiten Frau, dem Uli, das andere halbe Haus und das andere Gut. Nachdem sie sich mit dieser Vertheilung wohl zufrieden gestellt, gab er ihnen noch eint' und andere gute Lehre. „Ihr seid Brüder, sagte er, und sollt drum auch recht brüderlich neben einander leben. Du regierst in deinem Haus und lassest den Andern in seinem regieren, und kann Einer dem Andern etwas dienen ,so soll er's thun. Ihr habt bereits Weib und Kind und Knecht und Mägd' und da sorget, daß die auch im Frieden leben mit und neben einander. Und damit dieser Friede desto bas erhalten bleibe, so übergab er ihnen eine große Schrift, die er selbst verfaßt und worin er Jedem seine Rechtsamen, Güter und Riedter, Wald und Weiden mit Ziel, Häg' und Marchen und sein' Antheil an Haus und Gaden, an Hausrath und Werkzeug, an Senn- und Männ-Rustig auf das Exakteste aufgezeichnet hatte, und wie sie's mit der Wasserleitung, mit Dach und G'mach, mit Hütte und Milchhus haben sollen. Die zwei Söhne mußten ihm dann die Hand darauf geben, daß sie das Alles treu und redlich halten wollen, so lang sie leben. Nach des Vaters Tod, da hat dann Jeder sein Erbtheil angetreten, und der Klaus hat sein Hausvolk zusammen genommen und Allen zugeredt, daß sie jetzt mit's Ulis schön den Frieden haben sollen; und daß es ihm ernst war, das hat er vielfach bewiesen. Er hat sich genau an des Vaters sel. Schrift gehalten und hat dem Frieden zu lieb noch oft ein Aug zugethan und Fünfe gerad' sein lassen; ist brüderlich dem Bruder an die Hand gegangen, hat ihm's nie abgeschlagen, wenn der Uli etwas Werkzeug entlehnen wollte und ist ihm, wenn's im Heuet hat regnen wollen, manch lieb's Mal mit seinem ganzen Werkvolk zu Hilfe gekommen. Wenn des Ulis Hühner zu halben Tagen in's Klausen Matten geweidet und die Knechte deßhalb aufbegehrt haben so hat er z'Mittel g'redt und gemeint, es sei ja der Bruder, man müsse nicht so gegen einander sein, und wegen ein paar Hühnern möcht' er nicht Unfrieden machen; sie schaden ohne das nicht so viel und fressen das Unziefer auf. Und wenn die Knechte in's Holz sind, so hat er ihnen all' und einmal angedungen, sie sollen dann auch recht Acht geben, daß sie dem Bruder nicht etwa Schaden thun. Und wenn's zwischen seinen und des Ulis Knechten etwas Streit gegeben, wege'm Hagen oder Wasserleiten oder sonst, so hat er des Vaters sel. Brief genommen und ist zum Uli gegangen und hat's gesucht im Frieden abzumachen, und hat lieber dem Uli den Vortel gelassen, als mit ihm streiten wollen. Jetzt wenn dem Klaus seine Frau und

Kinder und die Mägd' über den Uli geklagt oder über sein Hausvolk und wie er einer sei und was er für ein ung'schlachtet's Weib habe und keine Ordnung im Haus und keine Kinderzucht und wie sie allerlei nichtsnutzige Leut' in's Haus aufnehmen und am Sonntag die Halben nicht z'Kirchen gehen und all' Sonntag und Feiertag tanzen und einen Hauslehrer haben, der gar kein Christenthum und bloß oder nicht an einen Gott glaube, so hat es ihnen der Klaus verwiesen; „ sie sollen sich nichts einmischen, der Uli sei sein eigener Herr im Haus und könn's machen, wie er wolle; er hab's dem Uli einmal friedlich und brüderlich gesagt und da hab' er's mächtig empfunden und gemeint, es geh' mich nichts an, ich soll vor meiner Thüre wischen, ich könne in meinem Haus regieren und er in dem seinigen, so hab's der Vater uns auf's Gewißen geladen und bei dem bleibe er. Und seither hab' er dem Uli nichts mehr gesagt; d'rum sollen sie sich der Sache auch nicht weiter annehmen, als höchstens für ihn beten. — So hatte denn der Uli nicht die mindeste Ursach zu klagen und wenn er gegen den Klaus gewesen wäre, wie der Klaus gegen ihn, so hätten sie ein schönes Leben neben einander gehabt. Aber das war eben nicht der Fall. Der Uli hat's wohl gewußt, daß der Klaus nicht gern Händel habe und dem Frieden zu lieb eher nachgebe, und daß er dem Klaus, wenn sie einander in die Haare kämen, weitaus Meister wäre, d'rum hat er's ihm bei jedem Anlaß merken laßen, daß er der Stärkere sei; er hat ihm zwar immer Bruder und nichts als Bruder gesagt und ihm „vorwärts" gute Wort gegeben; aber in der That sehr unbrüderlich gegen ihn gehandelt. Wenn etwa dem Klaus seine Mattengeiß einmal den Hag durchbrochen und ein Paar Maul voll in des Uli's Matten gefreßen, so hat der Uli gethan, wie's Wetter und ist mit Stock und Steinen über das arme Geißli her; oder wenn ein Huhn herübergekommen, so hat er ihm den großen Hund angereizt oder ist mit der geladenen Büchse auf dasselbe los; oder wenn dem Klaus seine Kinder nach Mitte März noch, durch den Winterweg in die Schul' gegangen und wenn schon noch kein Gräslein zu sehen war, so hat sie der Uli bei Haar und Ohren genommen, daß es ihnen am andern Tag noch weh gethan. Doch es sollte noch viel Aergeres kommen.

Eines Tags hat der Klaus mit seiner braven Frau Rath gehalten, wie sie's machen wollen mit den Kindern; die sollten doch auch noch etwas mehr lernen und besonders zu guten, braven Menschen und Christen erzogen werden. Da sind sie dann mit einander übereins gekommen, sie wollen einen rechtschaffenen und tüchtigen Hauslehrer anstellen; sie vermögen's ja und die Kinder werden christlich gelehrt und allweg zum Guten angehalten. Durch Vermittlung eines Geistlichen hat sich dann bald Einer finden laßen, der anderswo auch schon Hauslehrer gewesen und die besten Zeugniße aufweisen konnte. Man war bald mit ihm einig und nachdem der Klaus noch zu größerer Sicherheit des Vaters sel. Brief hervorgenommen und nachgesehen, ob diese Anstellung eines eigenen Hauslehrers und die verabredete Uebereinkunft mit demselben nichts gegen diese Schrift enthalte und eben gefunden hatte, daß er vollkommen dazu berechtiget sei, so wurde dem Lehrer zugesagt und derselbe trat in kurzer Zeit seine Stelle an. Einige gute Bekannte sagten dem Klaus, es wäre vielleicht beßer gewesen, wenn er das nicht gethan hätte; der Uli sei gar ein kurioser Mensch und er werde es nicht gern haben, wenn dem Klaus seine Kinder beßer gelehrt werden, als seine eigenen. Und dann sei eben vor Kurzem Einer aus dem Studie heimgekommen, der dem Uli seiner Frau von weitem noch etwas verwandt sei und der hätt' eine solche Stelle auch gern gehabt; und so werd' der Uli übel zufrieden sein und ihm und dem Lehrer allerlei Verdruß machen; indeßen könne der Uli

mit Recht nichts dagegen haben, denn nach des Vaters Schrift sei Jeder sein eigener Herr in seinem Haus. Hingegen wieder Andere meinten, da wollten sie doch gerne sehen, wie da der Uli etwas dagegen haben könnte; das gehe ihn ja nichts an; und wenn er positiv Händel suche, so werd' es der Klaus machen können, wie er wolle, so helfe es doch nichts. Und dann sei es einmal nicht geheurathet; wenn etwa der Lehrer nicht recht wär' oder ein Unruhmacher, so könn' man ihn wieder gaßieren. Zum Glück war's aber nicht so. Der Hauslehrer war überaus brav und geschickt; er legte keinem Menschen etwas in den Weg und hatte den Frieden mit Allen im Haus und war auch mit des Uli's freundschaftlich und friedsam. Des Klausen Kinder hatten ihn ungemein gern und lernten gut bei ihm. Dem Uli aber und seinen Leuten war er ein Dorn im Aug. Sie sagten ihm allerlei wüste Uebernamen und beim Essen hat allemal Jedes etwas über ihn gewußt. „Er sei viel zu streng mit den Kindern, meinte das Eine; das Andere sagte, er sei gar nichts werth, er laße denselben Alles nach. Wieder ein Anderes behauptete, er lehre die Kinder ganz falsch und nicht, wie's im Kanisi sei und wie man etwa von Jugend auf gelehrt worden und mache das Seligwerden so leicht, daß zuletzt Einer leben könne wie er wolle, wenn er nur hie und da in's Käppeli gehe. Dann hat's wieder geheißen, er thue Alles bis auf die Höllplatten hinunter und er hab' zu den Kindern gesagt, von s'Ulis komm' kein Einziges in Himmel und andere Leut auch nicht. Und dann mach' er allemal am Abend nach dem Beten dem Hausvolk allerhand Künsten vor, wo's denn gewiß nicht rechtmäßig zugehe und es werd' nicht viel fehlen, daß er nicht einen Bund habe, Gott b'hüt is davor, mit dem Teufel; einmal Geißfüß hab' er dann ganz gewiß, das sei denn nur wahr, sagte die Magd, sie hab's mit eigenen Augen gesehen." Der Uli hat wohl gewußt, daß es nicht so sei, aber er wehrte nicht nur nicht ab, sondern half noch dazu und gab ihnen recht; so kam's dann nach und nach, daß seine Kinder und Knecht' und Mägd' ihm zu Leid thaten, was sie nur konnten. Wenn des Klausen Kinder vor dem Haus waren, so haben sie dieselben gefoppt und ausgespielt wegen ihrem Lehrer und sie ausgefrägelt, was er ihnen sage und was er mache und was er eße und trinke und wie ein großes Stück Brod er allemal abhaue; und dann haben sie's aufgewiesen, „sie sollen ihm nur nicht folgen und ihm nichts darnachfragen und wenn dann der Vater oder die Mutter mit ihnen schmälen, so sollen sie's nur dem Uli sagen, er werd' dann schon mit dem Vater reden; es werd' dann wohl eine andere Ordnung geben." In der Nacht, wenn's Ulis der Aelteste oder von den Knechten Einer aus dem Wirtshaus heim sind, so haben sie sicher noch dem Lehrer alle Schand gerufen, oder etwa ein recht wüstes Paßquill an die Hausthüre angekleibt oder gar ihm einen Stein in die Fenster gerührt. Das hat denn freilich dem Lehrer recht weh gethan und der ganzen Familie, besonders den Kindern; aber der Lehrer hat sie getröstet und ihnen streng verboten, etwas merken zu laßen und der Vater auch.

Nachdem das eine Zeit lang so gegangen, so kam eines Tages, wo der Klaus allein war, der Uli wie wild zu ihm hinüber und sagte, „das sei keine Art und keine Toleranz von ihm, daß er da diesen Hauslehrer angestellt habe und der müß' ihm halt nur aus dem Haus; der habe jetzt lange genug Unfrieden gemacht zwischen ihnen Leiden; sie seien Brüder und haben kein Unwort mit einander gehabt, bis dieser Fötzel da in's Haus gekommen; und wenn er ihn gutwillig verabscheiden wolle, so sei's recht und sonst wolle er ihm schon Luft machen." Man kann denken, wie der Klaus die Augen aufgethan und gefragt ob denn der Lehrer einem einzigen Menschen etwas in den Weg gelegt?" „Ja das sei gleich, meinte der Uli;

er wolle halt nur Frieden im Haus und wolle jetzt gerne sehen, ob die Toleranz oder dieser hergelaufene Pharisäer bei ihm mehr gälte; und zudem sei's jetzt z'Bern oben beschloßen worden, es soll Freiheit sein im Land und d'rum hab' er das Recht, zu verlangen, daß der Lehrer aus dem Haus müße." „Aber des Vater's sel. G'schrift? fragte der Klaus; ob denn die nichts mehr gelte? ob er denn nicht Herr und Meister sei im eigenen Haus? Er hab' doch dem Hr. Bruder auch nie vorgeschrieben, was er für Leut' in's Haus nehmen soll oder nicht; wenn ein recht ausgemachter Lump in's Land gekommen, so hab er beim Hr. Udalrik sicher Unterschlupf gehabt und zu eßen und zu trinken und sei Alles schön gewesen, was er gemacht und wenn er ihm die Kinder gelehrt, recht fluchen und wüst reden und sie abgehalten vom Beten und Kirchenbesuch, da hätt' er Keinem rathen wollen, ein Wort zu sagen. Und d'rum soll jetzt Gegenrecht sein und den Lehrer thue er einmal jetzt nicht aus dem Haus; und hiemit guten Abend, Bruder!" — Vom Klaus weg ist dann der Uli in's Wirthshaus gegangen und hat dort heillos geschimpft, er müße sich recht schämen, daß er einen so impertinent intoleranten Bruder habe; es könne kein Mensch mit ihm im Frieden leben. Jetzt sei er gegen den Klaus immer so gut gewesen, hab' ihm vor und nachgegeben, wie er hab' können und mögen und der Toleranz zu lieb manch lieb's mal geschwiegen, wo ein Anderer gewiß gredt hätte; jetzt hab' er da einen Lehrer in's Haus genommen, wo kein Schutz Pulver werth sei und wo die Leut' sagen, er habe sogar Geißfüß, sie haben's mit eigenen Augen gesehen." „Ja! sagte der Branzmelk, etwas müße an der Sach sein; einmal Füß' hab' er nicht, wie ander Leut', das hab' er auch schon gedacht." „Und sein Vater, meinte der Andere, sei, wie man sage, auch Schuld gewesen, daß jetzt zweierlei Glauben sei auf der Welt und Krieg hätt's seit vielen hundert Jahren keinen gegeben, wenn dieses Lumpenpack nicht gewesen wäre." „Und in Aarau unten, meinte jetzt der Dritte, da hab' er einmal ausdisputieren gehört, es sei im Paradies Einer hinter dem Baum versteckt gewesen, wo die verbotene Frucht daran war und der habe die Schlange aufgewiesen, die Eva zu verführen und hab's der Eva verdeutschet, was die Schlange gesagt; und der Beschreibung nach könnte es fast gar dem Klaus sein Lehrer gewesen sein oder dann jedenfalls ein Verwandter von ihm; denn er gleiche ihm perfekt und mehrere Sprachen rede er auch und der könnte wohl der Schlange ihre Sprache verstanden und sich um ein paar Fränkli als Dollmetsch haben brauchen lassen." „Aber, beim Sapperment! sagte jetzt der Ochsenwirth und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser „klotterten", was sind wir auch für Leut', daß wir den Kerl nicht heute schon aus dem Land jagen? Sind wir nicht freie Schweizer und Enkel unserer ruhmreichen, tapfern Väter? Ist es nicht eine Schmach, daß wir ein solches Unrecht länger dulden? Fordert es nicht die Toleranz, daß wir für die tiefgekränkten Menschenrechte einstehen und da unserm wackern Uli das Ungeheuer aus den Augen schaffen helfen? Wenn da ein paar Kameraden mit mir wollen, so muß der Lehrer bis morgen fort sein, so sauber, daß man kein Haar mehr von ihm findet. Oder was sagt ihr dazu, Uli?" Ja ihm selber, sagte der Uli, schicke es sich nicht wohl, daß er mitkomme, er sei der Hausvater, aber wenn etwa von seinen Buben Einer oder von den Knechten mitkäme, so hätt' er allenfalls nichts dagegen, und von des Klausen Knechten Einer, der käm' sicher auch mit; er mög' den Lehrer weder wissen noch hören und wüßt' die „Kündi" gut und der komm' jetzt dann auch noch hieher, er hab's gesagt. Und wenn sie etwa Stecken und andere Wehr und Waffen und Werkzeug nöthig haben, so sollen sie's nur daheim nehmen im Dreschtenn; und dann vergeben müssen's ihm den

Dienst auch nicht thun, er sei dann für das gut genug und unterdessen soll die Frau Wirthin noch ein paar Flaschen guten Rothen heraufholen, er zahle. Nach Mitternacht, da ist denn der Ochsenwirth und der Branzmelk und des Ulis zwei Buben und des Klausen Knecht aufgebrochen und mit Stecken und Heugabeln vor's Haus und haben sogleich die Thüre eingesprengt. Zum Glück hatte ein guter Nachbar, der beim Ochsen einen Schoppen getrunken und vom Plan gehört, dem Klaus in aller Eil' berichtet und ihm Hilf', so viel er wolle, versprochen. — Es muß den „Enkeln unserer ruhmreichen, tapfern Väter" nicht ganz nach Willen gegangen sein, denn des andern Tags hatten Mehrere den Kopf verbunden und Einer von des Ulis Buben gieng an einem Stecken, und der Ochsenwirth soll mit einem ziemlich langen Gesicht heimgekommen sein. Beim Klaus aber war man guter Dinge, der Lehrer war noch da. Indessen war dem Wetter doch nicht recht zu trauen und dem Uli noch viel minder. Darum hatte der Klaus eine neue starke Hausthüre machen lassen und einen gewaltigen Riegel daran und sonst noch in allweg vorgesorgt, daß der Ochsenwirth, wenn er wieder Lust hätte, zu kommen, anständig empfangen werden könne. Einige Tage später da ist dann der Uli zum Klaus gekommen und hat zu ihm gesagt, es sei ihm wirklich leid, daß da letzthin etwas gegangen, was nicht hätte gehen sollen; aber es gehe halt so, wenn man guten Räthen nicht folge; er hab's ihm mit guten Worten gesagt, er solle den Lehrer gassieren; man müsse tolerant sein. Aber sein Reden habe nichts genützt. Auch hab' er dem Ochsenwirth mächtig abgewehrt, er soll nichts machen; aber die Erbitterung gegen den Lehrer sei so groß, daß er ihn nicht mehr hab' begütigen können. Jetzt müsse man aber dem Frieden und der Toleranz ein Opfer bringen. Anfangs erstens müsse der Riegel an der Hausthür' weg; zweitens müsse der Nachbar eine Schrift ausstellen, daß er ihm, wenn der Ochsenwirth mit seinen Kameraden wieder einmal käme, nicht mehr zu Hilfe kommen wolle und drittens müsse der Lehrer heute noch das Haus verlassen. Wenn das Alles geschehe, so wolle er ihm das Ehrenwort geben, daß man ihn mit Frieden lasse. Dem Klaus wollte der Vorschlag nicht recht in den Kopf; und das Allerunbilligste dunkte ihn, daß er gegen Diebe und Räuber nicht einmal das Haus verriegeln und daß der Nachbar ihm nicht zu Hülfe kommen dürfe. Da merke man ja schon, daß der Ochsenwirth oder andre Leut' im Sinn haben, wieder zu kommen, sonst wäre es ihnen ja wohl gleich, ob er sein Haus verriegle oder nicht; und wenn sie nicht kommen, so brauch' er ja des Nachbars Hilf auch nicht; denn er hab' ja nie Einem etwas Leid's gethan und woll' es auch in Zukunft nicht thun. Hingegen gerade sein Haus überrumpeln lassen, das wolle er auch nicht. Was der Uli unterdessen gemacht, das kann Einer denken. Er und der Ochsenwirth waren bald einig und nach wenigen Tagen stand der Uli mit seinem ganzen Hausvolk und der Ochsenwirth mit seinen Leuten dem Klaus vor seiner Hausthüre mit Pickeln und Hauen mit Scheitern und Mistgabeln. Zuerst wurden des Nachbars abgeklopft, daß sie dem Klaus nicht zu Hilfe konnten; hernach wurde dem Klaus seine Hausthüre mit Gewalt erbrochen und dann von Zimmer zu Zimmer Alles über den Haufen geworfen und gehauen und gestochen, wie in Feindesland. Der Lehrer konnte mit Noth sich flüchten und der arme Klaus und sein Volk mußte aufknieen und an die Brust klopfen und sagen, er habe sich grob verfehlt gegen seinen lieben Bruder, aber er wolle es gewiß sein Lebtag nicht mehr so machen. Hinterher mußte er dem Uli und dem Ochsenwirth und ihrem Volk ein anständiges „z'Nüni" geben und wegen Zeitversäumniß eine angemeßene Entschädigung; aber weil's der Bruder sei, so wolle man tolerant sein und es billig machen.

Nachdem die Leute sich verlaufen hatten, so hat dann der Uli den Klaus auf die Seite genommen und hat ungefähr folgende Ansprache an ihn gehalteu: „Weißt Klaus! wir sind Brüder und der Vater selig hat uns ja noch auf dem Todbett anbedungen, wir sollen friedsam und tolerant gegen einander sein; und wie du jetzt selber erkennst, hab ich viel Verdruß von dir gehabt und hab' immer ein Aug zugethau und dir keinen Anlaß zum Klagen gegeben. Jetzt mußt du mir und dem Frieden zu lieb auch einen Gefallen thun. Wir wollen da an des Vaters seligen Schrift etwas Weniges abändern, eigentlich nur Kleinigkeiten Erstens weil deine Bäume den meinigen Schatten machen, so mußt du die deinen umhauen und keine mehr setzen; was das Holz von den umgehauenen Bäumen abwirft, das theilen wir dem Frieden zu lieb brüderlich mit einander. Zweitens das Käppeli auf deiner Matte, das tretest du mir ab zu einer Karrenhütte; die Stiftung für Meßen und Unterhalt nehme ich zu Handen, jedoch soll es meiner Toleranz vorbehalten bleiben, dich, wenn du in die Noth kämest, in Ziemlichkeit zu betrachten. Die hl. Bilder und die Zierathen und Glasgemälde sollen an die Juden verkauft und der Erlös meinen und des Ochsenwirths Leuten zu gut kommen zur schuldigen Dankbarkeit, daß sie den Frieden zwischen dir und mir hergestellt haben. Drittens, weil du bisher keine Ordnung gehabt in deinem Haus, so mußt du jetzt eine Hausordnung aufsetzen und sie mir zur Einsicht und Genehmigung vorlegen; insonderheit will ich wißen, was Du mit deinem Hausvolk betest und was deine Kinder lernen. Viertens zahlst Du mir jährlich eine bestimmte Summe an den Unterhalt meiner Knechte, weil ich eben die Pflicht übernehme, dein Haus gegen einen Ueberfall zu schützen und zu schirmen und dir, wenn du, wie bisher, keine Ordnung hättest in deinem Haus, Ordnung zu schaffen. Endlich weil ich unfehlbar viel der Gescheidere bin und der Stärkere als du, so will ich dann auch ein Opfer bringen und die verschiedenen Beschwerden, wo etwas eintragen und das Regieren schon übernehmen; indeßen im Stall da magst du schalten und walten nach Gutfinden. Und so, meine ich, könntest du dich jetzt nicht beklagen; wärest du nicht mein Bruder, ich hätte dir nicht so viel nachgegeben; aber ich wollte dir eben einen handgreiflichen Beweis von meiner außerordentlichen Toleranz geben. Ich erwarte dann freilich, daß auch du in Zukunft tolerant gegen mich und mein Volk sein werdest. Und damit wir vor aller Welt zeigen, daß ich dir verzeihe und daß wir wieder gute, liebe Brüder sind, so gieb jetzt Tinte und Federn her, wir wollen die Sache sofort zu Papier faßen und unterschreiben. Was der Klaus für ein Gesicht gemacht bei dieser brüderlichen Zumuthung, das hat der Rathsherr den Bauern nicht erzählt, wohl aber hat er gesagt, daß der Klaus von einer solchen Schrift nichts wißen wollte und daß die Frau und Kinder ihn steiften und meinten es fehle jetzt nichts mehr, als daß es in der G'schrift noch heißen sollte: Wenn's einmal dem Uli gefällig sei, uns die Haut über die Ohren abzuziehen und sie gerben zu laßen, so müßen wir mit dem Gerber in Billigkeit einen Willen schaffen. Der Klaus hatte noch Rath mit gescheiden Leuten, mit Richtern und Rathsherrn und alle haben ihm Recht gegeben. Aber zur selben Zeit sei eben eine böse Zeit gewesen und hab G'walt über Recht gegolten und der Klaus hab' am End nachgeben und unterschreiben müßen, wenn er nicht noch einmal einen Besuch mit Heu- und Mistgabeln wollte.

Einige Zeit giengs dann so leidentlich; denn der Klaus duckte und buckte sich so gut, als es menschenmöglich war. Aber bei jedem Anlaß hat es der Klaus merken können, daß seine Meisterschaft nur so lange währe und nur so weit reiche, als es dem Uli gefällig war. Was dem Klaus und seinem

Hausvolk am meisten weh gethan, das waren die beständigen Neckereien, die er vom Bruder und seinen Leuten in religiösen Sachen zu leiden hatte und dann gleichwohl das ewige Predigen von der Toleranz. Schon der Vater und der Großvater selig hatten allemal an gewißen Tagen Feiertag gehalten z. B. an St. Bläsistag wegen dem Hals-Weh, an Agatha wegen dem Feuer und an Appolonia wegen dem Zahnweh. Da hatte nun der Klaus und sein Volk diesen Brauch immer beibehalten. Da sind sie dann allemal in die Meß gegangen und am Nachmittag haben's daheim etwas Gutes gelesen oder einen Rosenkranz gebetet. Das war dem Uli schon lang ein Dorn im Aug und er hat recht darauf studiert, wie er etwa eine Störung darein machen könne. Sicher hat er allemal auf einen solchen Tag etwa eine oder zwei alte „Fahrtrichlen und Schellen oder ein Trompetli oder eine „Trumme" aus dem Rumpelläubli hervorgesucht und's den kleinen Buben zum „G'vätterlen" gegeben, die dann den ganzen Tag um's Haus herum getrommelt und gepfiffen, g'soldätlet und mit „Veh g'fahren", daß man sein eigen Wort nicht gehört, besonders wenn's in's Klausen gerade etwas beten oder vorlesen wollten. Oder wenn der Uli sonst das ganze Jahr nie etwas an der Waßerleite gemacht, so hat gewiß an Bläsistag oder an diesen Feiertagen etwas daran gefehlt und dem Klaus seine Söhne oder Knechte mußten ihm helfen. „Er hab' jetzt heut g'rad wohl Zeit dazu." Und wenn dann der Klaus nicht wollte oder wenn er etwa zu des Ulis Buben gesagt, sie sollen sich auch ein wenig still halten mit ihrem „Trüchlen und Klottern", da war beim Uli s'Feuer im Dach und er meinte, es sei fast gar nicht z'leben neben dem Klaus und er habe auch gar keine Toleranz; aber es müß' da schon anders werden. Und wirklich ein paar Tag vor St. Bläsi ist er dann zum Klaus gegangen und hat zu ihm gesagt: Weißt Bruder, es hat da schon zwei Jahr nach einander zwischen dir nnd mir etwas Uneinigkeiten gegeben wegen St. Bläsi; und das ist mir nicht lieb; du weißt, ich hätte gern den Frieden mit dir und deinem Hausvolk; aber du fangst immer etwas an, das den Frieden stört; das kann ich nicht mehr so annehmen. Du kannst mit einem einzigen Wort den Frieden herstellen; laß du den St. Bläsi — Bläsi sein, wie ich auch, und dann sind wir ja einig. Nach einigem Wehren und Sperren sagte der Klaus, er wolle noch mit der Frau reden und mit dem Hausvolk. Aber die Frau war absolut darwider und die Kinder alle bis auf einen einzigen Sohn. Der hielt's immer mehr mit s'Ulis und war allemal „taub", wenn er beten oder z'Kirchen sollte und meinte, es wär am End gescheider, man thät arbeiten und des Ulis wollen doch auch in den Himmel, wenn sie den Bläsi schon nicht feiern. Und item, der St. Bläsi ist weggekommen; der Uli ergab sich nicht, bis er weg war. Und Nachmittags gieng's in's Wirtshaus und des Klausen der Eint' wo gegen den St. Bläsi war, mußte auch mit und da redete der Uli wüst über den Bläsi, nämlich über den Heiligen, und schön von der Toleranz und Freiheit. Später einmal sind die zwei Brüder zusamengekommen und haben da von Heu und Weid geredt und von Hausen und Werchen und andern gleichgültigen Sachen. Endlich lenkte der Uli das Gespräch auch auf Agatha — und Appolonia — Tag. Er hab schon oft gedacht, es wär' doch beßer, wenn er die auch noch fahren ließ. Wenn man die Kreide nehme und anfange rechnen, so treffe es im Jahr doch schon ein Bedeutendes und in zehn Jahren schon zehmal mehr. Und der eigene Sohn, der Hans, hab' sich schon oft bitter beklagt, der Vater laße sich auch gar nichts sagen und da müß' man immer beten und nichts arbeiten und man bring's zu nichts und komm zuletzt noch von Haus und Heim." „Leider ja, hat dann der Klaus gesagt; ich weiß wohl, daß der Hans, der Fötzel

nicht gern betet; aber s'ist ihm nicht wegen dem Arbeiten; er thut's nicht zu gern und wenn er allemal beim „Storchen" absitzt, so mag er nicht mehr heim und kümmert sich blutwenig darum, ob's daheim gearbeitet sei oder nicht. Und was jetzt das Hausen anbetrifft, so bin ich mit meiner Sach' zufrieden, und wenn's an's Ausrechnen käm', so hätt' ich wenigstens das Ererbte noch beieinander und noch etwas dazu, vielleicht so viel, als Mancher, der an den Feiertagen arbeitet. Und dann hat allemal der Vater selig gesagt: An Gottes Segen sei Alles gelegen und unser lieber Herrgott müße Einem die Arbeit auch noch segnen sonst bring man's dann auch noch nicht weit. Und das, sagte er dann weiter, mache ihn dann allemal am bösesten, daß g'rad die Fötzlen so grausam gern an einem Feiertag arbeiten wollen, wo dann oft an einem heiligen Werktag Stunden lang der Weil haben, in den Kneipen zu spielen und zu trinken und dem Schießen und Kegeln nachzulaufen. D'rum soll er ihm jetzt von dem kein Wort mehr sagen; dem Hr. Sohn zu lieb, dem Hans, da mach' er einmal jetzt noch keine andere Ordnung." Der Klaus hatte geglaubt, die Sach' sei für einsweilen wieder abgethan; aber nein; sein Sohn ließ sich vom Uli je länger, je mehr den Kopf aufblasen. Dafür sollte er bald eine Probe haben. Es war nämlich an Agathatag, wo die Mutter mit dem Hausvolk eben aus der Kirche heim war, da kam just der Hans mit einem Fuder Holz aus dem Wald. Da hat ihn dann die Mutter zur Red' gestellt, warum er heut nicht in die Meß gegangen und wer ihm erlaubt habe, heut zu arbeiten; er soll nur warten, sie woll's dem Vater sagen, wenn er von der Kirche heimkomme." Aber der Hans hat recht gewaltig aufbegehrt und der Mutter wüst gesagt und „er erchlüpfe nit", und frage ihr und dem Vater nichts darnach und wenn's ihnen nicht recht sei, so könn' er weiters, der Uli habe schon Platz für ihn und z'essen und z'arbeiten." Jetzt wo dann der Vater heimkommen ist und die Mutter geweint hat und s'ihm geklagt, da hat der Vater dem Hans ein' rechten „Kavillantis" gehalten und ihm gesagt, das hab' die Mutter ob ihm nicht verdient und sie sei immer gut gewesen gegen ihn und er als Vater könne das nicht annehmen und nehm's nicht an, daß er der Mutter das Maul anhenke." Und noch vieles Andere hat ihm der Vater gesagt; aber der Hans hat's nicht gut aufgenommen und ist starken Gang's zum Uli gegangen und hat geklagt, wie er daheim nur der Hund sein müße und wie Vater und Mutter auf ihm seien und die Andern auch und wie man da immer in der Kirche sein sollte und z'letzt komm der Vater mitsammt Allem noch an die Gant wegen den ewigen Feiertagen." Des andern Tags hat dann des Ulis Magd dem Klaus einen großen Brief gebracht vom Uli und im Brief hat's geheißen, „er bedaure sehr, was da wieder vorgefallen; und da seien halt doch die zwei Feiertäg' schuld; er hab's ihm früher schon oft gesagt, man müsse tolerant sein; aber immer umsonst. D'rum müsse er's ihm jetzt kathegorisch sagen, daß das ewige Feiertäglen ein für allemal aufhöre. Es sei wahr, des Vaters sel. Schrift sage wohl, es soll Jeder in seinem Hause Meister sein und Keiner dem Andern in seine Sach' hineinregieren; aber der Zusatz, wo sie da früher einmal gutwillig und dem Frieden z'lieb gemacht haben und freiwillig unterschrieben, erlaube eine andere Deutung und er als der Stärkere müsse halt doch auch den Hans in seinen Rechten schützen und schirmen, und daß der Hans im Recht sei, das verstehe sich von selber, denn der Hans hab' diese Feiertage nie rechtlich anerkennt. Es soll hiemit in Zukunft an den fraglichen Tagen gearbeitet werden. Und damit fürderhin Frieden im Haus sei, so habe er den Hans, der allerdings von allen seinen Kindern am meisten „Chrütz im Kopf" habe, zum Oberaufseher im elterlichen Haus und zum Vor-

beter bei nöthigfindenden Andachten ernamset, wofür ihm jedoch aus der gemeinsamen Kasse jährlich ein angemessenes Honorar verabfolgt werden soll. Im Uebrigen empfehle er ihn und Alle dem Machtschutze des Allerhöchsten." Das wurmte dem alten Vater gewaltig in seinem Innern, daß er jetzt in seinen ältern Tagen noch unter die Aufsicht und eine Art Regentschaft seines eigenen muthwillig verführten Sohnes gestellt werden soll und nicht einmal mehr das Recht habe, in seinem Hause Feiertag zu halten. Aber er mußte sich ducken und bucken, sonst käm' der Uli mit seinen Knechten und den Heugabeln und am Ende frage es sich jetzt nicht mehr, wer Recht habe, sondern nur, wer Meister sei."

Man hätte meinen sollen, und der Klaus in seiner Gutmüthigkeit hat es auch gemeint, das Maß sei jetzt einmal voll. Aber er hatte sich gewaltig verrechnet. Es sollte noch ärger kommen. Schon lang hatte ihm der Hans nichts mehr darnach gefragt und sich vom Uli aufweisen lassen und war je länger, je lauer. Wenn's in die Christenlehr' geläutet oder wenn der Vater vom Abendrosenkranz geredet, so hat der Hans allemal eine Ausrede gehabt, um sich zu entfernen; „er müss' noch in den Gaden und dem Rößli ein wenig Futter stoßen oder dem Weißhorni ein Tränkli eingeben oder er wolle noch nachsehen, ob die Mattengeiß nicht etwa in die Gärten eingebrochen, oder er hab' gestern beim „Storchen" sein Zigarren-Röhrli liegen lassen." Und wenn dann die Andern zur Kirche gegangen oder daheim gebetet, so hätt' man den Hans vergebens im Gaden gesucht und die Geiß konnte ruhig das Gartenzeug abfressen; er saß unterdessen mit des Uli's Buben bei den Karten oder im „Storchen" beim Glas Wein und dem Berner-Elsi. — Das war eine Zeit lang so gegangen, da kam eines Tages der Sigrist zum Klaus und sagte, der Pfarrer hab' ihn lassen grüssen und er soll so gut sein und heut' Abend nach dem z'Nachtessen ein wenig zu ihm kommen, er hätt' ein paar Wort mit ihm zu reden. Der Klaus war ganz erschrocken, aber er ließ nichts merken, sondern sagte: „Nun, das kann man ja; er soll ihm den Pfarrer auch wieder grüssen; er komm' dann etwa, wenn's zug'nachtet sei." Jetzt gieng's an ein Studieren und Rathen und Räthseln, was doch etwa der Pfarrer wolle; er wisse doch nichts, das er gemacht habe und doch müsse es gerade etwas Erträgliches sein, der Pfarrer hab' sonst nicht viel auf dem B'schicken, er sag's den Leuten auf der Kanzel und wegen jedem Pfifferling oder etwa wegen einem Hühnerstreit, wo etwa zwei Weiber einander wüst gesagt und wo Beide recht gehabt, da mög' er nicht das halbe Dorf zusammensprengen, es sei gewöhnlich darnach wie davor. Drum nehm's ihn jetzt doch auch Wunder, warum er vor den Pfarrer müß'. Er woll' aber jetzt mit der Mutter reden und mit den Töchtern, ob sie vielleicht etwas wissen. Der Hans war nicht daheim; „er müß' noch dem Weißhorni zum Vehdokter", hatte er gesagt. Auch der Mutter und den Töchtern war's nicht recht zu Muth'; sie haben einmal auch nichts gemacht, daß sie vor den Pfarrer müßten. Aber was der Pfarrer wolle, das könnten sie einmal nicht ausstudieren. „Da hab' sie sicher der Uli verklagt," meinte das Eine. „Aber, meinte das Andere, der wär' nicht zum Pfarrer gegangen, sondern wär' selber gekommen und hätt' dem Vater den Tisch geklopft, oder dann wär' wieder ein Brief gekommen von wegen der Toleranz, oder die Knechte mit den Heugabeln." Oder ist's etwa wegen den Reifröcken, meinte die Mutter; der Pfarrer mög's erschrecklich nicht. „Dummheiten das! sagten die Töchtern; wenn der Pfarrer Alle b'schicken müßt', wo Reifröck' tragen, da hätt' er viel Arbeit; er sag' allemal, die kommen von sich selber wieder weg; denn er könne nicht glauben, daß die einem einzigen Menschen gefallen." Bis zuletzt, meinte wieder Eines, will er etwa Geld entlehnen. — „Ja, das ist jetzt gescheid,

sagte das Andere, wo er eine so gute Pfrund hat und so viel Volk stirbt; und dann wär' er ja selber in's Haus gekommen. Viel eher will er mit dem Vater reden, daß er dem Seppli, wo am Herbst die erst' Meß' liest, weltlicher Vater sein soll." „Oder dann, sagte endlich der Vater, hat sicher der Hans etwas Donners angefangen." Der gute Klaus hatte es errathen; wenigstens wollte der Hans etwas anfangen, was dem Pfarrer ganz und gar nicht recht war und eben darum mit dem Vater darüber reden wollte. Mit großem Schrecken vernahm nun der Vater, als er zum Pfarrer kam, daß der Hans mit einer Bernerbieterin heirathen wolle, die da seit dem letzten Herbst beim „Storchen" unten sei. „Er hab' sich allerlei Böses vorgestellt sagte der Klaus; aber daß er noch eine lutherische Sohnsfrau haben müsse, da hätt' er eher an den Tod gedacht. Der Mutter dürf' er das Anfangs gar nicht sagen; die bring's in's Grab. Und ob jetzt da auch gar nichts zu machen sei? Und wenn's die fürnehmste Kuh aus dem Stall kostete, und wenn's zuletzt das ganze Sennten kostete, und wenn er von Haus und Heimet müßte, so wollte er's gern, wenn er nur das nicht erleben müßte, daß Ein's von seinen Kindern mit einem Lutherischen heirathe. Der Pfarrer solle doch so gut sein und den Hans noch einmal b'schicken." Das könne er ihm allenfalls schon zum G'fallen thun, sagte der Pfarrer; aber er hab' schlechte Hoffnung, daß es etwas nütze; wenn einmal Einer so weit ist und die Religion so wenig achtet, daß es ihm gleich ist, ob seine Frau und die einstige Mutter und Erzieherin seiner Kinder katholisch oder unkatholisch sei, da helfe das „B'schicken" gewöhnlich nicht mehr viel. Er hab' schon Viele b'schickt, die im gleichen Fall gewesen und da hab' er meistens nichts ausgerichtet und sehr oft noch Grobheiten erfahren. Ein Mensch, dem der katholische Glauben über Alles geht, wie er ja soll, der macht nicht einmal Bekanntschaft mit einer Unkatholischen; derjenige aber, der bei einer so hochwichtigen ernsten Wahl, von welcher sein und seiner Kinder Wohl und Heil so sehr abhängt, auf Glauben und Religion keine Rücksicht nimmt, der ist schwer auf bessere Gedanken zu bringen. Indessen wolle er noch einmal einen Versuch machen; er hab' ihm zwar schon einmal ernst zugeredt, aber es hab', wie es scheine, wenig genützt. Man soll beten, das sei das Beste; und dann noch eins. Er als Vater sollte einmal mit der Mutter dem Hans das Unpassende und Gefährliche einer solchen Ehe vorstellen. Das nütze mehr, als wenn der Pfarrer redt; denn der Hans mög' die Geistlichen sonst nicht, seit dem er immer bei's Ulis ist. Und nütze es nichts, so haben sie doch als Eltern ihre Pflicht gethan; und er wolle ihm da ein Büchlein geben, wo Alles d'rin sei, was man gegen solche Ehen vorbringen könne." Mit schwerem Herzen gieng der Klaus heim und wollte diesen Abend noch nichts sagen; aber sie merkten ihm Alle an, daß es etwas gar überaus Wichtiges müsse gewesen sein beim Pfarrer, denn der Vater hatte ganz rothe Augen und man sah wohl, daß ihn ein schwerer Kummer drücke. Als dann aber eine von den Töchtern ihm das Kamisol abnahm und merkte, daß er da ein Büchlein in der Tasche habe, so fragte sie schnell, was das für ein Büchlein sei und hat geschwind auf den Titel geschaut und da hat's geheißen: von den gemischten Ehen. Jetzt war des Fragens kein Ende, bis es der Vater sagen mußte. Eine größere Trauer hätte im Hause nicht sein können, wenn schon Ein's gestorben wäre." Die Bernerin mög' recht sein, aber Katholisch und Lutherisch gehe nicht zusammen und das gäb' eine schöne Kinderzucht; der Hans hätt' noch wohl eine nöthig, die beßer wär', als er ist, sonst erbarm's Gott über die Kinder; und jetzt merke man, warum er seit einiger Zeit immer zum Vehdokter hab müßen, den der wohne ja g'rad neben dem „Storchen." Ja! und warum er mit keinem Lieb'

mehr gebetet und schon so lang nicht mehr gebeichtet und bei keinem Abendrosenkranz mehr geblieben und warum er die Geistlichen nicht mehr mög'. Und jetzt könn' man's erklären, warum er allemal auf's Ulis Seite sei und die Berner nicht hoch genug hinaufthun könne. Aber dem wollen sie's schon versperren. Solche und ähnliche Reden wurden geführt, bis endlich der Vater sagte, da helf' nichts mehr, als Beten; der Pfarrer hab's ihm schon gesagt. D'rum sollen sie für den Hans beten, er hab's nöthig; und dann wolle er und die Mutter ihm zureden, mehr könne man da nichts mehr thun.

Nachdem der Vater und die Mutter das Büchlein gelesen, nahmen sie den Hans eines Tages in's Nebenzimmer und redeten ihm mit Liebe und Güte zu und sagten ihm Alles, was sie der Geist Gottes ermahnte und was im Büchlein gestanden und was ihnen sonst der gesunde Menschenverstand eingegeben. Anfangs erstens wollen sie ihm nicht darwieder sein, wenn er schon heirathen wolle; aber ein junger Mensch, wie er sei, würde doch noch eine hiesige bekommen; es müße doch nicht eine Bernerin sein. Heirathen sei alleweil bedenklich; eine Fremde heurathen doppelt bedenklich; aber eine Lutherische heirathen, das sei hundertmal bedenklich. Dann zweitens nehm' es sich so widernatürlich aus, wenn der Mann in die eine Kirche gehe und die Frau in eine andere oder gar in keine. Jetzt wenn er z'Mittag den englischen Gruß beten wolle oder am Abend den Rosenkranz, so hätt' er ja keinen Menschen, der ihm das „Heilige Maria" abnähm', meinte die Mutter. Oder es käm' ein „Helgenträger" aus dem Schwabenland und der hätt' Heilige feil und den Luther und den Zwingli und der Frau z'lieb müßt' er den Luther kaufen und ihn neben dem Heiland aufhängen, das thät' sich doch auch nicht schicken, besonders auf der rechten Seite. Und jetzt würde dir die Frau krank, sagte der Vater und die Frau wär' dir lieb und der Doktor traute ihr schlecht und sie würde immer schwächer nnd du nähmest noch einen Doktor dazu und die gäben sie auf und du müßtest da traurig und trostlos zuschauen wie sie leidet und dich so wehmüthig anblickt und dürftest ihr von keinem Geistlichen sagen und müßtest sie bei gutem Verstand un'beichtet und unverwahrt und ohne hl. Oel und Abläße in die lange Ewigkeit hinüberscheiden laßen; und wenn sie gestorben wär', und man thät' ihr nicht läuten und beim Friedhof wär kein Geistlicher zum Einsegnen und in der Kirche kein Verkünden und kein Seelamt, kein Siebenter und kein Dreißigst' und kein Jahrzeit und Allerlei nichts, wie gefiel dir das, wenn sie dir wirklich recht lieb gewesen? Und es thät' sich ja nicht schicken, ihr nach dem Tod aufzuzwingen, was sie im Leben nicht gewollt; und die Berner haben ja das Alles abgeschafft und wollen nichts davon wissen. Aber gesetzt, sie stirbt dir nicht, sie bleibt im Gegentheil viele Jahre gesund und hat ein paar muntere Buben und Mädchen, wie wär's denn mit der Erziehung, fragte jetzt die Mutter. „Ja, was dasselb' wär', sagte der Hans, werd' er denn schon sorgen, daß sie einmal katholisch erzogen werden, er hab' mit dem Elsi schon geredt, und es wär's ganz zufrieden und es hab's ihm in d'Hand versprochen, es woll's gewiß gut katholisch erziehen." Nun das wär' so viel, entgegnete der Vater; so müßt' er also wenigstens nicht erleben, daß er lutherische Großkinder hätte. Aber bist du auch sicher, daß sie guten Willen hat, das zu halten; meinst du ihre Religion sei ihr nicht lieber, als die katholische? — Und da soll sie den Kindern immer die unsrige anrühmen als die einzig wahre und ihnen alleweil sagen, was für ein Glück es für sie sei, daß sie im wahren katholischen Glauben geboren und erzogen werden. Meinst, wär's nicht möglich, daß sie sich eint' und andersmal verging? Oder wie käm' sie in Verlegenheit, wenn die kleinen Kinder sie unschuldig anschauten und sagten:

Aber Mutter! warum wollet ihr denn selber nicht katholisch werden? „Ja, das würde man den Kindern nicht eben sagen müssen, daß sie nicht katholisch sei," meinte der Hans. „Aber, sagte der Vater, bist du so einfältig, daß du meinst, sie vernähmens nicht; z'lieb oder z'leid würd' es ihnen schon etwa gesagt werden. Aber gesetzt den Fall, sie vernähmens nicht und meinten, sie sei katholisch, dann wär's Anfangs erst recht ein böses Machen. Wenn dann die Kinder aus der Schul' oder Christenlehr' heimkämen und berichteten, der Pfarrer hab' von den fünf Geboten der christlichen Kirche gehabt und hab' gesagt, es sei eine Todsünd', wenn man am Sonntag nicht in die hl. Messe gehe oder die Ostern nicht mache und man müsse alljährlich wenigstens einmal beichten; und dann thäten sie dich fragen: Aber Vater! warum geht denn unsere Mutter nicht in die Mess' und beichten thut sie auch nie, und die Ostern hat sie vor'm Jahr auch nicht gemacht und s' Kreuz macht sie auch nie und den englischen Gruß kann sie nicht einmal und in ihrem Gebetbuch ist nur keine Meß und kein Beichtgebet und kein Wort von der Mutter Gottes und von den Heiligen und keine Gebete für die Abgestorbenen. Da wär's doch bös für einen Vater, was antworten. Und die lieben Kinder wollen sich gar nicht ergeben und fragen dich fast zu todt und du darfst doch nicht sagen, daß der Pfarrer nicht recht gechristenlehret, es ist ja im Kanisi; und daß die Mutter eine Todsünde begehe, weil sie nicht beichtet und nicht z'Meß geht und keine Ostern macht, das schickt sich auch nicht, den Kindern zu sagen. Was wolltest du da machen?" Ja die Kinder werden dem nicht viel darnach fragen, entgegnete der Hans; und wenn sie fragen, so thät' man's ihnen am End' einfach sagen, daß halt die Berner nach ihrem Glauben nicht beichten müssen und nicht zur Meß gehen und dergleichen. „Aber, fiel dann der Vater ein, wenn dann die Kinder fragen, ob sie denn gleich in den Himmel kommen und du wirst einmal deine Frau nicht verdammen wollen, wie leicht kann dann den Kindern in Sinn kommen, daß sie sagen: Ja Vater! wenn man gleich in den Himmel kommt, ohne daß man beichten muß und zur Meß, so wollen wir auch lieber bernerisch werden; und dann ist nur ein kleiner Schritt bis zu dem gottlosen Grundsatz, es sei gleich, was man für eine Religion habe. Also siehst du, wenn auch die Frau noch guten Willen hätte, die Kinder katholisch zu erziehen, so gäb's da allerlei Rickli und Häckli darin. Und dann, fuhr der Vater fort, meine er immer, es gehe einer lutherischen Mutter, wenn sie noch guten Willen habe, nicht recht leicht von der Hand, die Kinder in einer andern Religion zu erziehen, als sie selber habe. Ein Fisch im Wasser schwimmt leicht davon, aber auf dem Land, — da ist er eben nicht in seinem rechten Element. Wenn ein Linker mit der rechten Hand essen soll, so merkt man bald, daß es nicht recht geht; oder wenn ein Schneider seine Buben müßt' lehren Goldschmieden, so gäb's es auch nicht oder es gäb' nur ein Pfuscherzeug; und so meine er, gäb's auch nichts Rechtes, wenn eine Bernerin die Kinder müßt' lernen beichten und kommuniziren und recht andächtig Meßhören und den Rosenkranz beten." „Aber für was ist denn der Kanisi? fragte der Hans; kann denn eine Bernerin die Kinder nicht auch den Kanisi lehren?" „Ja lieber Gott, den Kanisi, sagte der Vater; das kann sie wohl; aber das ist noch lang nicht die Hauptsach' bei der Erziehung, daß die Kinder den Kanisi auswendig lernen; der Kanisi und was im Kanisi ist, das muß bei den Kindern gleichsam in Fleisch und Blut übergehen und in Geist und Herz eindringen, sonst ist die Erziehung nur eine Schaale ohne Kern. Wenn man einen Vogel lehrt pfeiffen, so sagt er sein G'sätzli recht nett auf; aber er weiß nicht, was er pfeifft; s'ist ihm einerlei, ob's ein lustiger Walzer ist oder „das Grab ist tief und stille;" er singt eben, was man ihm vorgemacht; aber in den Sinn und Geist dringt er nicht ein. Ungefähr so werden deine Kinder den Kanisi lernen und aufsagen; aber die Liebe zur Sach', das rechte Verständniß, die kindliche Ehrfurcht vor dem hl. Meßopfer und Altarssakrament, der nöthige Ernst bei der Beicht, die fromme Andacht zur Mutter Gottes, das Mitleid und Erbarmen mit den armen Seelen im Fegfeuer und die Treue und Anhänglichkeit an die katholische Kirche und an den römischen Papst, das Alles kann der Drucker auch mit dem besten Willen nicht in den Kanisi drucken, das muß ihnen vorzüglich von einer guten Mutter gleichsam wie eingeimpft werden; und wie kann sie das, wenn sie's selber nicht hat und nach ihrem Glauben ganz und gar nicht haben kann." Aber Vater, erwiederte der Hans, bin ich denn nicht auch noch da?" Und wenn du da bist, antwortere der Vater, da wirds etwa wegen deiner großen Hitze im Religiösen noch nicht fast brennen! oder dann mußt du noch ganz anders werden, als du jetzt bist; und wie ist das zu erwarten, wenn du eine lutherische Frau nimmst. Und dann ohne das, gesetzt du wärest beßer, als du bist, so ist es doch immer die Mutter, die den Kindern eigentlich die erste Erziehung giebt und wenn die eine Bernerin ist, so kann es fast nicht anders sein, daß es auch bei den Kindern mehr oder weniger „bernerlet." Das Elsi mag nach seinem Glauben ganz recht und brav sein, aber für katholische Erziehung

der Kinder paßt es, wie eine Faust auf ein Aug. Und jetzt noch Eins, sagte der Vater; gesetzt den Fall, die Frau wär' hie und da nicht guter Laune, wie's eben beim Weibervolk auch vorkommen kann und du kannst ihr auf der lieben Welt nichts recht machen und du magst auch nicht Alles erleiden und du kommst heim, bist müd' und matt von der Arbeit oder hast beim Spielen schlechte Karten bekommen, kurz du bist auch wunderlich und ihr kommet mit einander in Wortwechsel und saget einander wüst und in der Hitz meinst du, der Pfarrer und der Vater haben bigopp! recht gehabt, so Eine hättest du noch hier bekommen, hättest nicht eine Bernerin nehmen müßen und du willst nicht nachgeben und sie auch nicht und sie meint, sie könn' denn noch wieder gehen, so gut hätt' sie's im Bernerbiet oben auch noch; und du meinst, sie soll nur gehen, sie hätt' nie gebraucht zu kommen und du gäbest die fürnehmste Kuh aus dem Stall, wenn du sie nie gesehen hättest. Und jetzt packt sie zusammen und geht im Zorn fort, heim zu den Eltern und das Kaprizi laßt es dir nicht zu, daß du sie wieder heißest kommen und sie hat ihren Kopf auch und ungeheißen kommt sie nicht, denn du habest sie geschickt; und unterdeßen ist gerade ein Wittwer bei ihren Eltern zu Haus und sie sticht ihm in die Augen, sie macht in den ersten 14 Tagen Bekanntschaft mit ihm und geht auf Bern und laßt sich scheiden und heurathet mit dem Wittwer — das Alles kann kommen und ist schon Dutzend und hundertmal so gegangen, dann hast du eine Frau, die einen andern Mann hat — und die Kinder ihre Mutter im Bernerbiet oben und heurathen darfst du nicht mehr, bis sie todt ist und das kann lang gehen. Wär's also nicht viel beßer, du ließest das Elsi — Elsi sein und nähmest eine Katholische.

Das muß man sagen, der Hans war nicht ganz verdorben; er hatte eine gute Mutter und einen braven Vater und als Kind einen sehr guten Hauslehrer gehabt; dieser Zuspruch machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn und er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Des andern Morgens ist er dann früh zum Vater gekommen und hat ihm gesagt, er hab' die Sach' jetzt auch überlegt und er finde sonst selber, der Vater hab' eigentlich recht und er wolle ihm folgen und dem Elsi abschreiben; er hätt' eigentlich nie daran gedacht, mit einer Bernerin Bekanntschaft zu machen und noch viel weniger mit einer zu heurathen; aber der Uli sei ihm immer in den Ohren gelegen und hab' ihn nachgenommen und ihm all's Lieb's und Gut's versprochen und sogar Geld anerboten, wenn er mit dem Elsi heurathe. Von da an war Friede und Freud im Haus und der Hans ist s'Ulis müßiggegangen und ein anderer Mensch geworden und hat später eine brave katholische Frau geheurathet Der Uli aber hat wüst gethan in den Wirtshäusern und daheim und dem Klaus einen Brief geschrieben, „er sei ein Mann ohne Toleranz und der Pfarrer auch und er woll' ihm schon daran denken." Und er hat's gethan. Denn bald nachher war eine einträgliche Stelle ledig; da hat sich denn des Klausen der Jüngere der vom Hauslehrer sehr gut unterrichtet war und für diesen Platz ganz gut paßte, auch dafür gemeldet und sehr gute Zeugniße vorgelegt. Neben ihm meldete sich ein fremder Strolch, der aus seiner Heimath sich hatte flüchten müßen. Und da ist der Uli gegangen und hat des Bruders Sohn schwarz angemalt und gesagt, wie der Bruder und sein Volk keine Toleranz habe und hat's zuwegengebracht, daß der fremde Flüchtling und nicht des Bruders Sohn gewählt wurde. Und so machte er es fast allemal; wenn des Klausen etwas wollten, so war er jedesmal gegen sie. Indeßen hat Gott den Klaus gesegnet, daß er dem Uli nicht an seine Gnad' kommen mußte und wird ihn ferner auch segnen.

So hat's der Rathsherr den Bauern erzählt und ihnen gesagt, sie wißen jetzt was Toleranz sei und wie's der Ludi auf der Blindmatt und manch andere Leut' mit der Toleranz meinen. Ihm aber scheine das die beste Toleranz, wie sie Christus und die katholische Kirche lehrt, nämlich für den wahren Glauben sich wehren, den Irrthum bekämpfen, die Irrenden aber christlich lieben und für sie beten." Nun wünschten sie einander gute Nacht; die Bauern machten auf dem Heimweg zu des Rathsherrn Erzählung und des Ludis erster Red' allerlei Randgloßen; hingegen

Der Ludi macht seine Standeswahl.

Einige Tage nachdem der Ludi Schützenrath geworden und eben extra nach Luzern war, um einen Hegel zu kaufen, wie er sagte, hat es dem alten Blindmättler geschienen, die Gertrud sei nicht gar böser Laune und es ließe sich heute ein vernünftiges Wort mit ihr reden. Er sagte also zu ihr, er meinte, man sollte doch mit einander reden" was der Ludi, weil er eben als Schützenrath so schandenhalber auch eine Jungfer an's Essen mitnehmen müße, etwa für eine nehmen sollte. Man sollte doch schauen, daß er auch auf eine rechtschaffene christliche Person denke; man könne allemal nicht wißen, was den jungen Leuten in Sinn komme; es könnte da leicht eine Bekanntschaft daraus werden und zuletzt könnten sie noch gar mit einander heu-

rathen wollen. D'rum sollte der Ludi jedenfalls Eine mit ihm nehmen, die ihm anständig wär' und etwa auf eine Zeit eine gute brave Frau abgäb'. Grade auslesen werde der Ludi nicht können; aber wenn er darnach thät', so könnte er doch mit der Zeit eine rechte Parthie machen; die Blindmättler haben immer, so lang man sich besinnen mög', mit dem Heurathen ordentlich Glück gehabt." Das letzte Wort gieng etwas zäh heraus und es reute ihn auf der Stelle daß er's gesagt, denn die Gertrud sagte geschwind und unter einem schweren Seufzer: Ja, einmal mehr Glück, als unserein'." Indeßen ließ sie ihn ausreden. „Er für sich, sagte der Alte weiter, wenn er Ludi wär' und heurathen wollte, hätte sich bald ausbesonnen; ihm gefiel gerade des Nachtbars Nänni gar nicht bös; ein' schönen „Bitz Mittel" hätt's jetzt schon von der Mutter selig und wenn einst der Alte mit Tod abgieng, da gäb's dann wohl aus und der werd' auch nicht mehr ewig leben; er sei jetzt etwa ein Jahr lang fürchterlich aus den Kleidern gefallen und sehe aus, wie der lebendige Tod. Und s'Nänni wiße von „Husen und Werchen" und brav wär's auch und schon ordentlich auf Jahren." Er hätte noch gerne gesagt, daß es ihm von Weitem noch etwas verwandt sei, aber zum Glück kam's ihm noch zur rechten Zeit in Sinn, daß das bei seiner Frau Liebsten sehr wenig Druck habe; er hatte sonst schon gemerkt, daß es dem Wetter „böse" bei der Gertrud und daß er mit seinem Vorschlag, wie gewöhnlich in der Minderheit bleiben werde. Und er hatte es errathen. Denn vom Nänni wollte sie gar und überall nichts wißen. „Eher gieng' sie heut noch aus dem Haus, meinte sie, als daß sie von des Nachtbars Eine als Sohnsfrau neben sich haben wollte. Man müßte sich ja rechtmäßig schämen, wenn's der Lui nicht höher trieb, als so. Anfangs erstens können sie ja auf der lieben Welt nichts tanzen; und für's Zweite haben sie sonst keine Art; Unmanierlicheres lebe nichts und Unhöflicheres. Wohl das Nänni würde noch eine schöne „Gattig" machen neben einem gebildeten Menschen, wie der Lui Einer sei. Wenn's etwas werth wär', die jungen Burschen hätten's schon längst gefunden; aber kein Bettler ab der Gaß hätt's noch auf den Tanz geführt. Des Modenfranzis seien gewiß nicht eine rare Waar', aber die hätten noch zehnmal eher einen Mann, als des Nachbars; und was jetzt wegen dem Vermögen sei, da müß' man das Maul nicht zu voll nehmen. Die Alt' selig hab' wohl etwas Weniges gehabt; aber dem Alten seine Sach' sei nicht so wichtig; und der könne noch lang leben; die Magern seien oft schier nicht zu verderben; da hab man gerade an ihm und allen Blindmättlern ein Beispiel; die seien ja immer so mager, sie könnten eine Geiß zwischen den Hörnern schmutzen; und doch, wenns der Geiz nicht verderbte, so müßte man sie am jüngsten Tag noch einen um den andern z'todtschlagen. D'rum sag's sie jetzt ein für allemal, wenn er mit ihr den Frieden haben wolle, so soll er ihr von s'Nachbars Nänni kein Sterbenswort mehr sagen. Der Lui müße etwas Rechtes haben, etwas Nobles wie er allemal sage." Sie hatte noch nicht ausgeredt, so gieng die Thüre auf und es kam das Moden-Franzi. „Es sei froh, sagte es, daß es sie gerade Beide schön antreffe, es habe etwas Appartiges mit ihnen zu reden. Sie werden wohl wissen, daß der Ludi schon längere Zeit zu seiner ältern Tochter komme; er sei manch lieb's Mal da gewesen bis gegen Morgen und hab' der Tochter aufrecht und redlich das Sakrament der Ehe versprochen und es seien noch keine drei Wochen, so hab' er sich noch hoch und heilig verschworen und zwar auf deutsch und französisch, er wolle und begehre keine andere und nehm' keine andere; und wenn er bei den Schützern etwas werde, so müsse es mit ihm und in der Faßnacht wollen sie heirathen. Natürlich hab' man sich das zur Ehr' gerechnet, daß der Blindmatt-Sohn sie nicht verachtet und da hab' man denn auch nichts gespart und ihm etwa aufgewartet, daß man sich einmal nicht zu schämen habe. Man müßte es denn gar nicht sauber zusammenrechnen, so käm's wohl auf 70 Franken, was man nur aus dem Wirthshaus und vom Zuckerbeck geholt. Und dann hab' man dem Ludi auch hin und wieder etwas Geld's entlehnt; das könnt es denn schriftlich zeigen, es käm' das auch auf 50 Franken. Er hab' allemal gesagt, wenn er einmal verheirathet sei, so werd' ihm der Vater wohl etwas herausgeben müssen, oder werd' ihm das Heimet anschlagen und dann könne er's schon wieder machen. Das seien aber Einfältigkeiten, meinte das Franzi; wegen einem solchen Bagatell thät man sich ja schämen, ein Wort zu sagen, wenn der Ludi dem Anneli Wort halte. Aber wie's den Anschein habe, wolle er ihm jetzt, wo's an den Streich komme, ab der Hand gehen. Denn man müsse vernehmen, der Ludi hab' des Zuckerbecken dem Jüngern auch die Eh' versprochen; und etwas müsse an der Sache sein; er hab' ihm wenigstens erst die letzten Tage ein seidenes Sonnendächli gekramet und heut sei er schon wieder mit ihm auf Luzern und zum Tanz hab' er's auch schon bestellt. Jetzt können sie mit dem Ludi reden; das Anneli behaupte ihn und wenn er ein Ehrenmann sei, so werd' er Wort halten. Wenn er aber nicht Wort halte, so müsse er den hintersten Rappen vergüten und dann müsse es erst noch die ganze Welt wissen,

was der Ludi für Einer sei. Anfangs Christenthum hab' er gar keines und Religion noch viel minder; und schuldig sei er allen „Hüdeln"; s'Bärenwirths allein haben mehr als jährige Saufschulden an ihm und s'Pulver, das sie verschossen, wo er Schützenrath worden, sei einmal auch noch nicht bezahlt. Und dann sei er sonst noch nicht der Sauberste; einmal es, und wenn's jetzt nur s' Moden-Franzi sei,' hätt s'Anneli keine Stunde allein bei ihm gelassen, wenn's nicht wohl wüßte, daß s'Anneli fromm und ehrlich sei, daß ehrlicher nichts nützte. D'rum woll's es jetzt gesagt haben, wenn's der Ludi jetzt so machen wolle, so soll er nur zumachen und es wünsch' ihm s'lieb Glück und dem, wo ihn nähm' gute Geduld; aber schenken thue es ihm keinen Heller von den 120 Franken. Indessen wenn der Ludi Wort halten wollte und mit dem Anneli, wie er's versprochen aufrecht und redlich heirathete, so wär' ihm das das Liebst' und dann hätt' der Streit ein End'."

120 Franken! das war zu viel für den alten Blindmättler und er wußte nicht, ob er g'rad' aus der Haut fahren wolle oder nicht. Aber noch viel ärger war's der Gertrud. Wenn's doch nur das wüst' Franzi ihr allein gesagt und nicht so unreglementarisch vor dem Vater ausgepackt hätte. Gern hätte sie ein recht gewaltiges Wetter, wie sie's immer im Vorrath hatte, auf das Moden-Franzi losgelassen; aber damit dasselbe nicht noch mehr sage, verbiß sie einsweilen ihren Zorn und gab ihm die Vertröstung, man wolle dann mit dem Lui reden und es werd' sich die Sache schon machen; und es soll einsweilen Niemand etwas sagen. Je besser das Franzi davon kam, desto schlechter gieng's jetzt dem alten Blindmättler. Der mußte jetzt an Allem schuld sein. „Wenn sie etwas Meister gewesen wäre, meinte die Gertrud, so wär's nie so gegangen; aber aus ihrer Meinung sei allemal nichts geworden; so gehe es halt, wenn man das Mannenvolk Meister lasse. Aber sie wolle ihm gut dafür sein, jetzt müsse es einmal anders werden; sie habe lang genug geschwiegen, jetzt schweige sie nicht mehr. Er hab' den Lui nie mögen und er hätt' ihm kein Rappen Geld unter die Händ' gelassen; jetzt müß' man erleben, daß er Schulden mache; wenn's wahr sei. Aber am End' sei Alles und Jedes erdenkt und erlogen. Sie kenne das Moden-Franzi schon und den Lui kenne sie auch. Das könnte ihr wenigstens kein Mensch z'glaub' sagen, daß der Lui nicht recht und brav sei; und ob denn das wüste Maul, das Franzi, meine, die Schützen hätten ihn so in Ehr' und Aemter hineingethan, wenn er nicht solid und brav wär'? Und was jetzt das Ehversprechen sei, so glaub's, wer's glauben woll', sie glaub's nicht. Die dummen Geschöpfe da wie des Moden-Franzis, die haben's so; wenn ein junger Bursch' nur ein freundlich's Aug' gegen sie macht, so sagen sie schon, er hab' ihnen die Eh' versprochen. Aber der Lui werd' wohl anders reden." Die blinde Gertrud hat eben nicht Alles gewußt, was der Ludi gemacht; und wenn's ihr die Leute z'lieb oder z'leid gesagt, so hat sie's nicht geglaubt und wüst gethan. Es war leider nur zu wahr, was das Moden-Franzi sagte; er hatte dem Moden-Anni wirklich die Eh' versprochen und des Zuckerbecken dem Jüngern auch und gute Hoffnung hat er noch Andern gemacht; aber es hat eben nur Eine das Glück gehabt und die Andern konnten aufbegehren und hintendrein sagen, sie hätten ihn auch bekommen, wenn sie hätten wollen; aber so dumm seien sie nicht, daß sie so Einen nähmen, der gar kein Christenthum habe.

Der Ludi war eben mit des Zuckerbecken dem Jüngern in Luzern gewesen, und sie hatten die Hochzeitkleider gekauft und auf dem Heimwege mit einander verabredet, daß sie vom Sonntag in 14 Tagen heirathen wollen. Als sie zum Bären kamen, so sagte er; es soll jetzt Anfangs heimgehen, er müße noch mit dem Bärenwirth etwas reden. Nachdem er mit ihm um eine Flasche gemacht und gerade Niemand anders da war, sagte er, er möchte ihn als Vetter und guten Freund etwas um Raths fragen. Es gehe daheim nicht wie es sollte. Der Vater hab' ein schönes Vermögen ererbt und ein wohlfeiles Heimet und die Mutter hab' auch eine schöne Sach' und doch gehe es immer eher rückwärts; es nehm' ihn Wunder, was sie auch machen und wo sie ihre Sach' hinthun. Sie seien oft recht nothig und haben erst wieder eine fürnehme Kuh verkaufen müssen. Es sei wahr, er trinke etwa hie und da eine Flasche; aber das möge ja nichts bringen. Er meine, es fehle an der Regierung. Und da denke er, es wär' am besten, wenn er sich ein wenig um's Regieren annähm' und etwa Kreide und Rechnung führte; und dann sollte man eine rechte Haushälterin haben; die Mutter sei nichts für das und komme mit keinem Menschen überein's. Und er meinte, er wüßte Eine, die das Hauswesen wohl verstünd' und wenn es sich gerade schickte, so könnt' er sich zuletzt noch entschliessen, etwa mit der Zeit mit ihr zu heurathen. Er sei jetzt schon einigemal da bei's Zuckerbäcken gewesen und das seien scharmante Leut'; besonders das wo Elonori heiße. Auf's Vermögen müße er nicht schauen; s'Elonori sei jung und schön und wiße sich sehr gut zu benehmen und hab' feine Manieren und Lebensart; und hab' viel gelesen; es könne ganze Seiten auswendig von den Büchern, die er ihm zu lesen ge-

beben; dann hab's einen schönen Anfang im Klavierspielen, es hab's z'Bern oben bei einer Freundin gelernt; es spreche auch etwas französisch und tanzen könn's halt famos. Es hab' da freilich mit einem Bernerherrn einige Zeit Bekanntschaft gehabt; allein die Sache habe sich wieder zerschlagen, weil's eben auch wenig Vermögen habe. Hingegen er schaue nicht auf's Geld sondern auf die Person und auf Bildung. Er hätte sonst Aussicht gehabt, eine Parthie zu machen mit Vermögen; aber das bäurische Wesen der hiesigen Töchter könn's ihm nicht und Eine, die immer die Nase in den Gebetbüchern haben wolle, mög' er schon gar nicht. Und da hätt' er ihn jetzt um Raths fragen wollen, was er auch meinte." Der Bärenwirth hatte nichts dagegen, daß das Eleonori eine g'versierte Person sei; aber er habe doch da einige Bedenklichkeiten. Erstens sei halt doch kein Vermögen da und mit Klavieren und Deklamieren könne Einer am Ende eine Familie nicht lang erhalten und es könne kommen, daß Eine zu Allem Dem weder Zeit noch Appetit hätte. Er sei früher auch so ein Narr gewesen und hab' geglaubt, das sei die fürnehmste, wo am besten tanzen und decklamieren könne und den größten Strauß auf dem Kopf trage und am meisten Spitzen und Band und Firlefanz an sich habe und es wäre Einer ein gemachter Mann, wenn er so Eine hätte. Hingegen jetzt sei er anderer Meinung geworden und meinte, es wäre doch sonst besser, wenn Eine eine gute Suppe kochen und etwa ein Kind hirten und trocken machen könnte und etwa wüßte, was gegen die Schaben gut wär' und gegen s'Zahnweh und daß man für einen Franken nur ein kleines Stücklein Anken bekomme und daß das Brod hoch am Zettel sei und ein Pfund Fleisch nicht wohl ergäb' und wenn auch keine Beine darin wären; und die auch im Stand wär', etwa ein altes Leintuch zu flicken oder aus einem alten Kleid den Kindern ein neues Röcklein zu machen und daß man nicht allemal zum Schneider laufen müßte, wenn Einem etwa dem Pfarrer sein Hund ein Loch in den Rock gebißen. Und wenn dann Eine zudem zur Kurzweil noch etwas Musik kann und allenfalls ein wenig Französisch, nun so ist dann das auch in Ordnung und schön und gut; aber wenn sie nur das kann oder ihre Zeit nur auf das verwendet, ja dann hat's gefehlt und s'ist Einer mit ihr ein geplagter Mann und erst recht geplagt, wenn sie ihre Kinder auch wieder so erzieht, wie sie selber ist. Dann zweitens denke er, das Elonori werd' mit der Frau Bas' auf der Blindmatt nicht auskommen und was er dann machen wolle"? Ja das hab' ich auch schon gedacht, sagte der Ludi; aber s'Elonori hab' gesagt, es wolle gewiß recht sein und wenn's es dann gar nicht gäb', so wär' er dann einmal auch noch da und da könne dann die Mutter gehen, wenn's ihr nicht recht sei. Und was jetzt das Andere sei wegen dem Haushältern und Kochen, ja das werd sich Alles machen; s'Elonori hab' eine geschickte Hand; es hab' ihm da einen Geldsack gestickt, daß es wenig deren gäb'. Indeßen danke er ihm für die guten Räth' und er wolle die Sach' auch noch überlegen. Aber jetzt müße er doch denn heim; es sei schon spät und die daheim hätten Kummer, wenn er so lang nicht heim käm'." Vom Bären gieng's starken Gang's in's Zuckerbäcken; und da wurde noch mit dem Eleonori ausgemacht, wo sie hinwollten zum Hochzeithalten und daß sie zweispännig fahren und wem sie Schnuptücher geben wollen, und wem nicht und daß wegen minderm Merken des Eleonoris Mutter über acht Tage mit dem kleinen Seppli zum Beichten in's Pfarrhof müß' und dann gerade dem Pfarrer das „Hochsig" anzeigen; aber dann soll sie's ihm ja recht andingen, daß er's ihnen bei Leib nicht ausbringe, denn es müß' kein Mensch etwas wissen, bis sie verkündt werden." Zwei, drei Tage später standen gegen Abend ihrer Drei beim Brunnen und redeten halblaut miteinander nnd man merkte es ihnen von Weitem an, daß sie heute nicht bloß von schönem Gewand und von Gartenzeug reden und von den Arten und Unarten ihrer Herrschaft, sondern daß sie eine Neuigkeit haben, wo sonst kein Mensch noch etwas davon weiß. Das Eleonori hatte es der Schneiderin gesagt, daß es in vierzehn Tagen mit dem Lui Hochzeiterin sei, aber sie wollens ganz geheim halten; und die Schneiderin hat's einer Freundin gesagt, die ihr nie etwas ausbringe; und die Freundin hat's ihrer Bäurin gesagt und die Bäurin hat's der Magd gesagt und die Magd hat's zum Brunnen gebracht. Wir wollen jetzt die Leut' am Brunnen und daheim gut und genug reden und mit einander ausmachen lassen, wer's besser mache, der Ludi mit dem Eleonori oder das Eleonori mit dem Ludi und wie lang etwa das mit der Schwiegerin übereins komme, und wie's jetzt denn einen Hochmuth haben werde mit seinem Herrn Schützenrath und der sei ihm eigentlich nicht z'vergönnen, aber es sei am End' doch noch Schad' für den Ludi; kurz wir wollen jetzt die Leut' dem Ludi und dem Eleonori das Gewißen recht säuberlich und bis auf's Blut erforschen laßen und unterdeßen noch sehen, wie und was auf der Blindmatt geht. Wenn der Ludi allemal ein Anliegen gehabt oder kein Geld, so hat er sonst immer bei der Mutter angeklopft. Aber das mal hatte er gefunden, es wär' beßer, wenn er wegen dem Heurathen gerade selber mit dem Vater redte; man könne da

mit dem Vater noch eher ein vernünftiges Wort reden, als mit der Mutter; denn die werd' nicht schön thun; sie mög s'Zuckerbäcken sonst weder wißen noch hören Und am End müß' er's dem Vater doch sagen; denn was er etwa hie und da schuldig sei, sollte man bzeahlen können, daß ihm nicht am Hochzeittag selber jeder „Hüdel" am Tschoppenfecken hange und ihm Geld heische; und mit des Modenfranzi's müß' er sich auch etwa abfinden, sonst könnten die ihm Alles ausbringen oder zuletzt ihm beim Pfarrer noch den Riegel stoßen." Der Vater war just allein im Gaden oben, als der Ludi mit sich ein's geworden, er wollte mit dem Vater darüber reden. Er gieng also zu ihm hinauf und setzte sich neben ihn auf den „Barnen" und redete zuerst von gleichgültigen Dingen und wie sich das Weißohri, wo sie eingetauscht haben, anlaße und ob's viel Milch gäb' und von „Husen und Werchen" Nach dieser Einleitung, die dem Vater wohlgefiel, sagte er, es sei halt doch Niemanden wöhler, als so einem „Burli nebet ußä", wo sich nirgend etwas annehmen müß' und etwa z'essen und z'arbeiten hab Es sei ihm einmal nicht lieb, daß er da hab' müßen Schützenrath werden; man versäume viel Zeit und s'koste Geld und da müß' man etwa eine Jungfer aufführen und auch thun, wie andere Leut'; und Eine, die man nicht mög', nähm' man nicht und Jede gieng auch nicht mit ihm. Jetzt wüßte er Eine und sie gefiel ihm nicht gar übel; sie sei freilich nicht vermöglich, aber einmal fromm und ehrlich und könne gut arbeiten und wenn der Vater zufrieden wär', so wär ihm die gut genug; sie wär' von rechten gebildeten und „hublichen Lüten"; und wenn man etwa allenfalls später näher bekannt würde und etwa auf eine Zeit sich verehlichen wollte, so müße man halt doch nicht allein auf's Vermögen schauen, sondern, daß Eine brav und gebildet sei und das wär die. Es werd' freilich unter den Leuten heißen, er hätte es etwas höher treiben sollen; aber den Leuten könne man's nie recht machen. Und dann sei es nicht, daß die, wo er meine, so ganz an leeren Wänden stünd', auf eine Zeit könnte sie noch einmal eine schöne Sach' erben; der Vater hab' eine sehr gute Profession und eine gute Gnoßame und der Mutter Bruder, wo in der Fremde sei, soll ein' großen „Bitz" Geld haben und keine Kinder." „Aber das werd' doch nicht von des Zuckerbäcken Eine sein?" fragte der Vater Und etwa gar die, wo so artig heiße? das Modenkind da? mit dem seidenen Sonnenparisol und dem „grusigen" Reifrock, die Halblutherische, wo da mit einem Berner hat wollen heurathen? Wohl; das gäb' einstens eine rechte Bäurin auf die Blindmatt. Nein, mit der soll er ihm nur nicht kommen, da gäb' er den Willen ganz und gar nicht d'rein; eher müßt' die Blindmatt in fremde Händ' verkauft werden, als daß er so Eine hinein ließ." Der Ludi war z'todt übelfeil und wußte nicht, was er jetzt machen soll. Im Verdruß wär' er bald zum Schützenpräsident gegangen und hätt' seine Ehr' und Aemter niedergelegt und wär' auf und davon Aber ohne Geld sei's auch bös machen, denkt er wieder Es werd' am End' das Gescheideste sein, wenn er mit dem Heurathen einfach vorfahre; es werd' schon etwa Geld geben. Der Vater hab' einmal noch am Bärenwirth eine große Summe z'heischen wegen Käs und Anken und der gäb's ihm schon; es müße jetzt nur geheurathet sein." Mit diesem Entschluß gieng er geraden Weg's zum Bärenwirth und klagte ihm sein Elend und er sollte etwas Geld's haben, er sei jetzt entschloßen, mit dem Elonori zu heurathen. Dem Bärenwirth wollte es nicht recht dienen mit dem Geld; er müß' die ersten Tage eine große Weinzahlung machen. Aber als guter Freund und Vetter wolle er ihm sonst helfen; er wolle mit ihm kommen und etwa mit Vater und Mutter reden, daß sie da nicht so wiederhaarig sein sollen und ihm etwa an die Hand gehen, daß er auch ehrenhaft heurathen und auch ein rechtes Mahl halten könne; das müße ihn denn bei ihm nicht Alles kosten." Der Ludi hätte sonst lieber s'Baargeld dafür gehabt; aber weil das nun einmal nicht zu haben war, so hat er das Anerbieten mit Dank angenommen Und, nachdem sie noch eine Halbe miteinander getrunken, gieng's der Blindmatt zu.

Der Bärenwirth hat sonst allemal viel Druck gehabt bei der Frau Bas' auf der Blindmatt und was er sagte, das war ihr, wie die hl Schrift. Aber dasmal seien ihm, wie er später erzählte, sehr schlechte Karten gekommen. Und der alte Blindmättler hat behauptet, so lang sie auf der Blindmatt sei, hab' sie noch nie so wüst gethan. Der Bärenwirth war bei ihr nicht mehr der „Vetter und G'vatter", sondern dem Ludi sein Aufweiser und Verführer und der Ludi hat auch nicht mehr „Lui" geheißen, sondern nur Ludi und das noch mit allerlei bösen Zuthaten. Am schlechtesten kam s'Eleonori weg Im ganzen Stammregister desselben von Vater- und Mutter-Seite hat sie kein gutes Haar gefunden „Aber denen wolle sie schon den Riegel stoßen; sie sollen nur warten." — Nachdem es zugenachtet, läutete es im Pfarhof, wie wenn's Sterbensnoth thät' und als man die Thüre aufmachte, so war's die Gertrud auf der Blindmatt, die mit dem Pfarrer ein paar Wort zu reden verlangte. „Es sei ihr leid, sagte sie zum Pfarrer, daß sie zu ihm kommen müße; aber d'Un-

bild, wo sie jetzt Anfangs erleben müß', hab' ihr weder Rast noch Ruh gelaßen. Er werd' selber sagen müßen, daß sie und ihre Kinder immer sich brav und ehrlich aufgeführt und es hab Kein's noch nie vor einen Geistlichen müßen; und dann vor allen der Ausbund sei der Ludi gewesen Und jetzt haben ihn des Zuckerbäcken angefangen nachnehmen und ihm den Kopf aufgeblasen und ihn ganz verführt; er hab' eben der Mutter ihre Art und ein gutes Herz und da haben sie ihn können einfädeln, bis er da dem Einten, wo da z'Bern oben herumgezogen, dem Eleonori die Eh' versprochen und in nächster Zeit mit ihm heirathen wolle. Aber die soll denn der Hr. Pfarrer unter keinen Umständen zusammengeben; und s'Eleonori soll er b'schicken und ihm einen recht tüchtigen Kavillantis halten und soll ihm sagen, es sei das Schlechteste unter der Sonne und was schon sein Großvater für Einer gewesen und daß es schon lang s'Zuchthaus verdient und er soll ihm drohen, wenn es den Ludi nicht aufgebe, so werd' er einmal auf der Kanzel sagen, was des Zuckerbecken für ein Volk seien. Und dann soll er den Ludi auch b'schicken und ihm sagen, wie er immer so brav gewesen und was er für eine gute Mutter habe, und daß er des Zuckerbecken müßig gehe, und ihm z'fürchten machen, er werd' ihn nicht verkünden, noch viel weniger zusammengeben" Nachdem sie noch alles Mögliche aufgezählt, was er noch dem Eleonori Schlechtes vorhalten soll, kam endlich der Pfarrer auch zum Wort und suchte sie zu belehren, daß sie muthmaßlich zu spät komme Am Anfang, wo der Ludi angefangen am Abend fortzugehen und bis gegen Morgen in's Zuckerbecken oder an andern Orten zu bleiben, da hätte man vielleicht noch etwas machen können und da hätte sie als Mutter auftretten sollen und der Vater auch; aber jetzt, wo sie einander schon die Eh' versprochen und den Hochzeittag angesetzt und die Kleider gekauft haben, jetzt werd's bös zu machen sein. Und dann müß' er ihr sagen, daß man dem Ludi überhaupt ein wenig zu viel nachgelassen; er wolle des Zuckerbecken nicht heiligsprechen; aber gerade Schlechtes wisse er nichts über sie; es seien eben auch Modenkinder und hängen Alles an die Hoffart; aber wenn er die, wo so sind, Alle beschicken müßte, so hätte er viel zu viel Arbeit. Nur das soll sie nicht meinen, des Zuckerbecken seien allein schuld, wenn der Ludi allenfalls nicht sei, wie er sein sollte. Der Ludi sei schon in keine Predigt mehr gegangen und selten zur Beicht und viel zu viel in den Wirthshäusern gewesen, schon lang vorher, eh' er mit des Zuckerbecken bekannt geworden. Man müsse sich gar nicht verwundern, daß jetzt der Ludi mit dem Eleonori heirathen wolle; aber das müße man sich verwundern, daß man ihm gestattet, ganze Nächte beim Eleonori aufzubleiben, wenn man doch gemeint hat, es sei ihm viel zu gering und zu arm. Aber da gebe es eben viele Eltern, sie lassen ihre Söhne die ganze Nacht fort und die Töchtern können „dorfen", so viel's ihnen drum ist und wenn die Geistlichen dagegen predigen oder sonst ein Wort sagen, so werden sie ausgelacht und es heißt, man wolle der Jugend keine Freude gönnen und man sei viel zu streng und man wolle die jungen Leute in ein Bockhorn hineinthun; wenn dann aber, wie's nicht anders zu erwarten ist, Zwei recht in einander vernarret werden und dann eben heirathen wollen, da sollte denn der Pfarrer Teufel austreiben und die Zwei von einander thun. Das sei dann allemal eine harte Nuß." Die Gertrud hätte gern einen Ausbruch genommen, aber sie durfte doch nicht recht, weil sonst der Pfarrer noch Manches hätte sagen können, was sie nicht gern gehört. Desto mehr ließ sie dann daheim ihrer Zunge freien Lauf beim Vater und den Töchtern „Sie sei das erste und letzte Mal beim Pfarrer gewesen; der sei auch schon angefressen von des Zuckerbecken; und er hab' sie nichts als gespätzelt und gestichelt und des Zuckerbecken fast in den Himmel hinausgethan; aber dem hab' sie recht hautentisch die Meinung gesagt und ihm keinen Zug nachgegeben; am End' hab' er gern geschwiegen. Aber es sei jetzt gleich; das Elenori müß' den Ludi expreß nicht haben; am Morgen früh gehe sie zum regierenden Landammann; s'werd' dann wohl spalten." Ob die Gertrud zum Landammann gegangen oder nicht, das hat der Kalender nicht erfahren; aber das weiß er, daß es nicht gespalten hat und daß der Ludi kurzum mit dem Elenori geheirathet und der Vater mit des Modenfranzis sich abgefunden und sonst noch für den Ludi viele Schulden bezahlt und auf der Blindmatt eine große Gült bekennt und dabei das Wasser in den Augen gehabt hat.

Schluß.

Wenn Einer drei Jahre später einmal bei der Blindmatt vorbeigegangen wär' so hätte er dort auf dem Vorläubli eine noch junge Frau angetroffen mit rothgeweinten Augen und blaß und mager, wie der Tod, an einer Hand ein Kind und eines auf dem Arm. Und wenn er sie gefragt hätte warum sie so traurig sei, so hätte sie ihm erzählt, wie sie's so erschrecklich übel gemacht mit dem Ludi. Wo sie geheirathet haben, da hab' er ihr all's Lieb's und Gut's versprochen und wie er schön daheim sein wolle und kein Mensch müß' ihn mehr in einem Wirthshaus sehen und wenn er noch eine Karte

anrühre, so soll sie ihm auf den Händen verbrennen und wenn einmal der Vater todt sei, so könne sie regieren und über's Geld, wie sie wolle. Aber schon in den ersten vierzehn Tagen sei er wieder einmal bis in der Nacht um 12 Uhr beim Bären gewesen und wie sie später vernommen, hab' er dort über zwanzig Franken verspielt. Seither haben sie's ihm recht anthun können und wenn der Abend herangerückt, so sei's ihm Wind und Weh gewesen, bis er wieder bei seinen Kameraden war beim Bären oder sonst in einer Kneipe. Und wenn er dann allemal heimgekommen, so sei er dann gar erschrecklich wunderlich gewesen und man hab' nicht gewußt, wie thun; hab' man etwas geredt, so hätte man nicht sollen, und wenn man nichts gesagt, so war's wieder gefehlt. „Das sei wieder einmal kurzweilig heut', hat er gemeint; aber so verleid' es ihm auch; er sehe schon, es mög' ihn nicht und Andere gelten mehr, als er; aber nur der Hund sein, das wolle er auch nicht." Jetzt manchesmal, wenn er heimgekommen und etwa ein Kind geweint habe, so hätt' es ihm auf der Stelle schweigen sollen. „Solche Musik hätte er jetzt bald genug, meinte er, und wenn es jetzt nicht schweige, so wolle er es schon g'schweigen." Gar oft hab' er dann etwa zwei, drei Kameraden mit ihm heimgebracht und dann mußte noch eine Halbe Schnaps auf den Tisch und die Karten dazu und da wurde dann getrunken und gespielt und geschimpft und geflucht, daß es ein rechter Grausen war, bis gegen Morgen. Wo denn der Vater selig gestorben, der Kummer und der Gram hab' ihn getödet, da hab' dann der Ludi die Blindmatt an die Hand genommen und natürlch selber gehaushältert; aber daß Gott erbarm'! Dem Vieh keine Ordnung, kein Streich geschaffet, Alles mit Fremden; im schönsten Heuet halbe Tage im Wirthshaus und wenn man alle Hände voll zu thun gehabt, er nie daheim. Wenn dann etwa ein Stück Vieh draufgegangen, so hab' sie die Schuld sein müssen. „Es hätt' besser sorgen sollen, er könne nicht immer daheim sein, er müße auch etwa den Geschäften nach; aber es sei halt eben, wie die Leut' ihm gesagt, wo er noch ledig gewesen, es sei nichts und verstehe nichts und wenn er es nur nie gesehen hätt', er komme um seinetwillen noch von Haus und Heim." Jetzt das ganze Jahr habe sie keinen Rappen Geld in den Händen gehabt. Wo der Vater selig noch gelebt, da hab' ihr der noch hie und da ein paar Batzen gegeben; aber später hab' sie für jedes Häspeli Faden das Geld heischen müssen. Und wenn er dann allemal viel verspielt und verlumpet hatte und im „Bären" Andern gezahlt und sternenhagelvoll heim gekommen und s'Geld verloren oder s'ihm die Kameraden gestohlen, so hab' er dann des andern Tags fürchterlich gethan; es sei ihm Geld fortgekommen und es könne es Niemand anders haben, als es; er wisse schon wie viel er gehabt und es müß' Alles an die Hoffart gehängt sein; aber so freue es ihn auch nicht mehr zu „husen und zu werchen"; es sei selber Schuld, daß er hie und da einen Schoppen mehr trinke, als er sonst thät'; aber es sei einmal noch seine Sache; es habe ja nichts und sei nur ein Bettlerpack; so weit hätt' er's gebracht, wenn er mit des Modenfranzis geheirathet hätte." Da könne man denken, daß ihr dann hie und da auch die Geduld ausgegangen und sie auch aufbegehrt habe; aber da hab' sie dann bald die Fäust' um den Kopf gehabt. Und dann sei's gar bös mit der Gertrud nachzukommen; sie habe den Ludi aufgewiesen und wenn sie schon alle Tage mit einander gestritten und der Ludi der Alten schon hundertmal den Tisch geklopft und sie schon oft fortgeschickt, so hab' sie ihm doch allemal wieder Alles gesagt, wenn man etwa ein Wort hab' fahren lassen. Jetzt Christenthum hab' er gar keines; sie sei auch nicht die heißeste; aber im Elend hab' sie doch wieder gelernt, Gott erkennen und habe allemal gemeint, man sehe es ja augenscheinlich, daß sie keinen Segen Gottes haben und man sollte auch etwa beten und z'Gottesdienst gehen. Aber da hab' er sie allemal geheißen schweigen. Sie dürfe nicht sagen, daß er, so lang sie verheirathet seien eine Predigt angehört, und keinem Kind mache er das Kreuz und sie hab' einmal in großer Noth nach Rickenbach versprochen, aber er hätte sie noch nie gehen lassen. Jetzt haben ihn hie und da die Schulden geplagt und wenn er noch Geld gehabt hätte, so hat er doch nicht die Gnade gehabt, zu zahlen. Nun sei er vor längerer Zeit auch einmal gar erschrecklich bös vom Bären heimgekommen und hab' sie geschlagen und die Mutter auch und hab' gedroht, er zünde das Haus an, und dann sei er bei Nacht und Nebel fort und hab' gesagt, man werde ihn nicht mehr sehen. Sie habe eine schreckliche Angst gehabt und viele Wochen kein Wort von ihm gehört. Jetzt aber sei Einer aus der Fremde heim gekommen und der sage, der Ludi sei im Welschland drinnen und hab' Handgeld genommen unter'm Garibaldi. —